

# Literatur und Wissen.

Ein interdisziplinäres  
Handbuch

Roland Borgards  
Harald Neumeyer  
Nicolas Pethes  
Yvonne Wübben  
(Hrsg.)

J.B.METZLER



**J.B.METZLER**

---

Herausgegeben von  
Roland Borgards,  
Harald Neumeyer,  
Nicolas Pethes,  
Yvonne Wübben

# Literatur und Wissen

Ein interdisziplinäres  
Handbuch

Verlag J. B. Metzler  
Stuttgart · Weimar

---

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02371-1  
ISBN 978-3-476-00595-3 (eBook)  
DOI 10.1007/978-3-476-00595-3

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist  
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere  
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung  
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2013 Springer-Verlag GmbH Deutschland  
Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung  
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2013

[www.metzlerverlag.de](http://www.metzlerverlag.de)  
[info@metzlerverlag.de](mailto:info@metzlerverlag.de)

# Inhalt

Vorwort . . . . .	1	<b>3. Paradigmen</b> . . . . .	169
<b>1. Ansätze</b> . . . . .	3	3.1 Mythologie . . . . .	171
1.1 Forschungsskizze: Literatur und Wissen nach 1945 . . . . .	5	3.2 Theologie. . . . .	176
1.2 Erzählung . . . . .	17	3.3 Astrologie . . . . .	183
1.3 Metapher . . . . .	21	3.4 Physiognomik . . . . .	188
1.4 Denkfigur . . . . .	28	3.5 System . . . . .	196
1.5 Diskurs . . . . .	32	3.6 Normalismus. . . . .	202
1.6 Poetologie des Wissens . . . . .	36	3.7 Evolution . . . . .	208
1.7 Materialität . . . . .	41	3.8 Kybernetik . . . . .	217
1.8 Praktiken . . . . .	45	3.9 Ecocriticism . . . . .	223
1.9 Schreiben . . . . .	50	<b>4. Verfahren und Formen</b> . . . . .	229
<b>2. Disziplinen</b> . . . . .	55	4.1 Wahrheit . . . . .	231
2.1 Anthropologie . . . . .	57	4.2 Kreativität . . . . .	236
2.2 Botanik . . . . .	64	4.3 Beobachten. . . . .	241
2.3 Ethnologie . . . . .	70	4.4 Experiment. . . . .	254
2.4 Geologie . . . . .	75	4.5 Verstehen. . . . .	260
2.5 Mathematik . . . . .	80	4.6 Vergleich . . . . .	265
2.6 Medizin. . . . .	85	4.7 Beispiel . . . . .	271
2.7 Meteorologie. . . . .	96	4.8 Essay . . . . .	277
2.8 Ökonomie . . . . .	101	4.9 Fallgeschichte . . . . .	282
2.9 Pädagogik . . . . .	106	4.10 Protokoll . . . . .	288
2.10 Physik. . . . .	112	4.11 Popularisierung . . . . .	294
2.11 Politikwissenschaft . . . . .	119	<b>5. Exemplarische Lektüren</b> . . . . .	299
2.12 Psychiatrie . . . . .	125	5.1 Martin Opitz: <i>Vesuvius Poëma</i> <i>Germanicum</i> (1633). . . . .	301
2.13 Psychologie. . . . .	131	5.2 Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: <i>Simplicissimus</i> <i>Teutsch</i> (1668/69) . . . . .	306
2.14 Recht . . . . .	142	5.3 Barthold Heinrich Brockes: <i>Irdisches Vergnügen in Gott,</i> <i>bestehend in Physicalisch- und</i> <i>Moralischen Gedichten</i> (1721–1748). . . . .	311
2.15 Soziologie . . . . .	152		
2.16 Zoologie . . . . .	161		

5.4	Jean-Jacques Rousseau: <i>Émile ou De l'éducation</i> (1762) . . . . .	317	5.16	Émile Zola: <i>Le Docteur Pascal</i> (1893) . . . . .	380
5.5	Karl Philipp Moritz: <i>Anton Reiser</i> (1785–1790) . . . . .	322	5.17	Gottfried Benn: <i>Gehirne</i> (1915) . . . . .	385
5.6.	Johann Wolfgang von Goethe: <i>Die Wahlverwandtschaften</i> (1809) . . . . .	327	5.18	Franz Kafka: <i>Ein Bericht für eine</i> <i>Akademie</i> (1917) . . . . .	390
5.7	Jean Paul: <i>Des Feldpredigers Schmelzle</i> <i>Reise nach Flätz</i> (1809) . . . . .	333	5.19	Robert Musil: <i>Der Mann ohne</i> <i>Eigenschaften</i> (1930; 1933) . . . . .	395
5.8	Mary Shelley: <i>Frankenstein; or,</i> <i>The Modern Prometheus</i> (1818/1831) . . . . .	339	5.20	Samuel Beckett: <i>Acte Sans Paroles I</i> (1957) . . . . .	401
5.9	E.T.A. Hoffmann: <i>Das Fräulein von</i> <i>Scuderi</i> (1819) . . . . .	344	5.21	Thomas Pynchon: <i>Gravity's Rainbow</i> (1973) . . . . .	406
5.10	Georg Büchner: <i>Woyzeck</i> (1836/37) . . . . .	349	5.22	W.G. Sebald: <i>Die Ringe des Saturn</i> (1995) . . . . .	411
5.11	Honoré de Balzac: »Vorrede« zu <i>Die Menschliche Komödie</i> (1842) . . . . .	354	5.23	Ulrike Draesner: <i>Mitgift</i> (2002) . . . . .	415
5.12	Edgar Allan Poe: <i>The Facts in the Case</i> <i>of M. Valdemar</i> (1845) . . . . .	360			
5.13	Herman Melville: <i>Moby-Dick;</i> <i>or, the Whale</i> (1851) . . . . .	365	<b>Anhang</b> . . . . .	421	
5.14	Adalbert Stifter: <i>Der Nachsommer</i> (1857) . . . . .	370	Die Beiträgerinnen und Beiträger . . . . .	421	
5.15	Jules Verne: <i>Voyage au Centre</i> <i>de la Terre</i> (1864/67) . . . . .	375	Disziplinenregister . . . . .	423	
			Personenregister . . . . .	425	

# Vorwort

Handbücher resümieren die Forschungen zu einem klar umrissenen Gegenstand. Bisweilen dokumentieren sie aber zunächst einmal den aktuellen – man könnte auch sagen: akuten – Stand der Dinge in einem dynamischen, in die Zukunft noch offenen Forschungsprozess. Das hier vorgelegte Handbuch »Literatur und Wissen« ist solch ein Fall. Denn einen Konsens gibt es in der Forschung derzeit weder hinsichtlich einer letztgültigen Definition der beiden Begriffe ›Literatur‹ und ›Wissen‹, noch hinsichtlich der Frage nach dem Verhältnis zwischen Literatur und Wissen: *Reagiert* Literatur auf Wissen? *Beinhaltet* Literatur Wissen? *Ist* Literatur Wissen? Was unterscheidet das Wissen von der *Wissenschaft*? Und was bedeutet es für die Relation von Literatur und Wissen, wenn die Literatur nicht nur eine Geschichte hat (die man Literaturgeschichte nennt), sondern der Begriff der Literatur selbst historischen Transformationen unterliegt (was man dann eine Diskursgeschichte des Literarischen nennen könnte)? Das Handbuch *Literatur und Wissen* gibt keine Antworten auf diese Fragen, sondern stellt die Debatten vor, die sich in den letzten 20 Jahren und in einer bis heute unverminderten Konjunktur anlässlich dieser Fragen entfaltet haben.

Diese gegenwärtigen Debatten blicken auf eine lange Tradition zurück – Platons Dictum, die Dichter lügen, steht der humanistische *poeta doctus* entgegen. Entscheidend für methodisch-theoretische Diskussionen um eine angemessene Beschreibung des Verhältnisses von Literatur und Wissen ist aber eine historische Transformation, die auf das 18. Jh., mithin auf den Umbruch von der Frühen Neuzeit in die Moderne, zu datieren ist. Denn im 18. Jh. wird die Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit, in der Wissenschaft und Literatur nicht voneinander getrennt sind, durch eine neuartige Ausdifferenzierung von Wissenschaft und Literatur als autonome gesellschaftliche Funktionssysteme abgelöst. Erst eine solche Differenzierung wirft die Frage nach Möglichkeiten einer neuerlichen Synthese und also nach denkbaren Wechselwirkungen zwischen Wissen und Literatur auf. Seither werden diese Wechselwirkungen unter neuen – spezifisch modernen –

Bedingungen verhandelt. Wenn etwa die Frühromantik noch einmal emphatisch die Einheit von Poesie und Wissenschaft verkündet, dann tut sie das bereits im Licht des krisenhaften Auseinanderfallens der beiden Bereiche. Und auch der Naturalismus am Ende des 19. Jh.s ist als Versuch zu lesen, das Ende der Literatur als gesellschaftlicher Leitdiskurs durch Angleichung an die Naturwissenschaften zu kompensieren. Mit der zunehmenden Ausdifferenzierung aber scheinen die Fronten verhärtet und die endgültige Scheidung von Natur- und Geisteswissenschaften durch Wilhelm Dilthey zu Beginn bzw. Wissenschaft und Literatur bei C.P. Snow in der Mitte des 20. Jh.s vollzogen zu sein. Doch bildete die strikte Grenzziehung zwischen den sogenannten ›zwei Kulturen‹ auch im 20. Jh. den Einsatz für Vorschläge zu ihrer Überwindung, und die zugehörige Diskussion erfreut sich seit einem halben Jahrhundert unter Stichworten wie *one culture, drei Kulturen, literature and science, scientia poetica* oder *poétique du savoir* anhaltender Konjunktur.

Im Anschluss an den *cultural, material* und *practical turn* in der Epistemologie des 20. Jh.s (von Ludwik Fleck bis Hans-Jörg Rheinberger) einerseits, diskursanalytischen, neuhistorischen bzw. wissenspoetologischen Literaturtheorien (von Stephen Greenblatt bis Joseph Vogl) andererseits wurden Ansätze für eine integrale Perspektive auf die Entstehung, Gestaltung und Dynamik von Wissen bzw. für epistemologische Rekontextualisierungen ästhetischer Artefakte entwickelt. Sowohl der Begriff des ›Wissens‹ als auch derjenige der ›Literatur‹ wurden dabei erheblich erweitert. Im Lichte aktueller Theorieangebote ist Wissen, insofern es immer auch einen Moment der kulturellen Konstruktion in sich trägt, keineswegs allein die Domäne der Naturwissenschaften, weshalb literaturwissenschaftliche, rhetorische oder narratologische Analysemethoden auch auf wissenschaftliche Texte angewendet werden können. Diese analytische Verfahren bildeten wiederum den Einsatzpunkt für kritische Stellungnahmen, die auf eine Einhaltung semantischer und disziplinärer Grenzen zwischen der Literatur auf der einen und den Wissenschaften

auf der anderen Seite beharren. Zurückgewiesen wird aus dieser kritischen Perspektive die Aufwertung fiktionaler Aussagen zu eigenständigen Elementen des Wissens, und dies mit dem Argument, dass dadurch sowohl der Begriff der Fiktion als auch der des Wissens seine analytische Brauchbarkeit verliere. Zugelassen werden aus dieser Perspektive allenfalls Untersuchungen zur Epistemologie philologischer Methoden, also zu einer Wissenschaftsgeschichte der Literaturwissenschaft.

Das hier vorgestellte Forschungsfeld ist also keineswegs einheitlich. Vielmehr ist es der Austragungsort kontroverser Diskussionen hinsichtlich der terminologischen Abgrenzung von ›Literatur‹ und ›Wissen‹ und damit auch hinsichtlich der Möglichkeiten und Grenzen einer kulturwissenschaftlichen Erweiterung der Philologien. Insofern dokumentiert das vorliegende Handbuch nicht nur Zusammenhänge zwischen Literatur- und Wissenschaftsgeschichte, sondern auch den Prozess einer literaturtheoretischen Konzeptbildung in den letzten Jahrzehnten und versteht sich in dieser Hinsicht als ein Kompendium, das literaturwissenschaftliche und wissenschaftsgeschichtliche Arbeiten der letzten Jahrzehnte bilanzieren wie auch neue Arbeiten anregen möchte.

Die angesprochenen terminologischen, theoretischen, methodischen und disziplinären Aspekte einer Auseinandersetzung mit »Literatur und Wissen« werden hierzu in fünf Abschnitten vorgestellt:

erstens zentrale Ansätze und Methoden, die den Hintergrund aktueller Forschungen zum Wechselbezug zwischen Literatur und Wissen bilden; zweitens die wichtigsten wissenschaftlichen Disziplinen, die im Laufe der vergangenen drei Jahrhunderte zum Bezugspunkt für die Literatur geworden sind bzw. sich in Auseinandersetzung mit dieser ausdifferenziert haben; drittens die diesem Ausdifferenzierungsprozess zugrundeliegenden Paradigmen des Denkens und Schreibens, die ein transdisziplinäres Raster zur Herstellung und Überlieferung von Wissen und Literatur gebildet haben; viertens zentrale Konzepte, Verfahren und Textsorten, die in den Naturwissenschaften und der Literatur gleichermaßen zum Einsatz kommen, beide prägen und auf diese Weise diskursübergreifende Anhaltspunkt für die Analyse von Wechselwirkungen zwischen ihnen bieten; fünftens (und komplementär zum wissenschaftshistorischen Disziplinenüberblick) Beispielsanalysen zu literarischen Werken vom 17. Jh. bis zur Gegenwart, die zeigen, auf welche Weise literarische Texte naturwissenschaftliches oder kulturelles Wissen aufgreifen, reflektieren, modifizieren und neu konzipieren – bis zu dem Punkt, an dem literarische Diskurse selbst wissenschaftliche Relevanz gewinnen können.

*Roland Borgards, Harald Neumeyer,  
Nicolas Pethes, Yvonne Wübben*

# 1. Ansätze

Im Feld Literatur und Wissen haben sich in den letzten Jahrzehnten unterschiedliche Ansätze ausgebildet, die in den jeweiligen Disziplinen, welche sich mit dem Verhältnis von Literatur und Wissen befassen, d. h. vor allem in der Literaturwissenschaft, der Wissenschaftsforschung und der Wissenschaftsgeschichte oft gleichermaßen leitend waren: Es sind dies Ansätze der Narratologie, der Begriffsgeschichte, der Diskursanalyse sowie kulturwissenschaftliche, poetologische u. praxisgeschichtliche Herangehensweisen. Unter Ansätzen werden hier Prinzipien und Verfahren der Text- und Bildanalyse sowie der Analyse von Materialien, Handlungen und Medien verstanden, die auf epistemologischen oder wissenschaftspoeologischen Grundannahmen basieren und das Verhältnis von Literatur und Wissen betreffen. Der Akzent des Kapitels liegt somit nicht auf der Erkenntnistheorie oder Wissenschaftsphilosophie. Vielmehr geht es um Ansätze, die die Dynamiken, Theorien und Verfahren der Wissensproduktion, -zirkulation und -transformation in historischer und poetologischer Perspektive erfassen und historisieren.

Das Kapitel gliedert sich in einen Forschungsüberblick und die Lemmata ›Erzählung‹, ›Metapher‹, ›Denkfigur‹, ›Diskurs‹, ›Poetologie des Wissens‹, ›Materialität‹, ›Praktiken‹ und ›Schreiben‹. Ihre Auswahl orientiert sich am *practical turn* der Wissenschaftsforschung und seiner Resonanz in der Literaturwissenschaft. Darüber hinaus werden Ansätze berücksichtigt, die – wie die Metaphernforschung – zunächst in der Linguistik, Rhetorik und Literaturwissenschaft formuliert und danach in der Wissenschaftsforschung aufgegriffen wurden. Die Beiträge thematisieren so auch die produktive Rezeption und Transformation von spezifischen Herangehensweisen in jeweils anderen Disziplinen. Während Lemmata wie ›Schreiben‹ aktuelle Tendenzen in der Literatur und Wissenschaftsgeschichte abbilden, sind andere Lemmata wie ›Poetologie des Wissens‹ und ›Diskurs‹ eher mit der kulturwissenschaftlichen Diskussion der 1990er Jahre assoziiert, die u. a. die Methoden und Gegenstände der Germanistik betraf. Insgesamt bringen die Beiträge unterschiedliche, z. T. über-

lappende, z. T. entgegengesetzte, Perspektiven zur Geltung, die vielfach von den begrifflichen und theoretischen Vorgaben des behandelten Feldes bestimmt werden. Die Grundlagenartikel sollen einen Überblick über die verschiedenen Ansätze bieten, die sie anhand von Leitbegriffen erläutern. Sie werden im Folgenden kurz skizziert, um das breite Spektrum der gegenwärtigen Ansätze und ihrer Anwendungsfelder zu verdeutlichen.

Der Beitrag *Erzählung* widmet sich erzähltheoretischen Ansätzen. Wenn Erzählen als grundlegender Modus des Zugangs zur Wirklichkeit begriffen wird, liegen die Parallelen zwischen Wissen und Literatur zunächst in der Konstruktion chronologischer Folgen und den daraus resultierenden Syntheseleistungen. Fraglich ist allerdings, ob Erzählungen Wissen nur repräsentieren, speichern und zirkulieren, oder ob sie als Ordnungen ein Wissen hervorbringen, das begrifflich nicht zu erfassen oder empirisch nicht nachzuweisen ist.

Die Grenzen des begrifflichen Verstehens und die generelle Bedeutung von Modellen für Erkenntnisprozesse untersucht der Beitrag *Metapher*, der sowohl die theoretischen Zugriffe erörtert als auch ihren Konsequenzen für die Wissensbildung nachgeht. Metapher kann als ein erkenntnistheoretisches und rhetorisches Element betrachtet werden, das zwischen zwei Bereichen eine Ähnlichkeit stiftet und so wechselseitige Neuperspektivierung ermöglicht. In der Wissenschaftsforschung der 1960er Jahre gerät besonders die innovative und erkenntnistransformierende Funktion von Metaphern in den Blick. Auch literarische Metaphern sind als kognitive Strukturen in Wissensprozesse eingebettet und können sie auf einer Metaperspektive reflektieren.

Während die Analyse von Metaphern in der Literatur- und Wissensforschung meist auf Worte, Redewendungen, Ausdrücke oder semantische Felder beschränkt ist, charakterisiert *Denkfigur* einen literatur- und kulturwissenschaftlichen Ansatz, der ebenfalls von der These der Begrenztheit der Begriffe ausgeht, diese Überlegung aber stärker mit Erich Auerbachs *Figura*-Begriff verknüpft. In verschiedenen Arbeiten zur Figur der Stimmung, zur Figur des Sakralen oder zur Einfühlung geht es

um konkrete Übertragungen bzw. Transferleistungen zwischen Wissensfeldern, die durch die Migration von Begriffen, Vorstellungen, Bilder und Topoi an ihren unscharfen Rändern wechselseitig miteinander konfiguriert werden. Die Denkfigur charakterisiert damit eine Organisiertheit des Denkens in historisch spezifischen Konstellationen. Sie kann besonderer Gegenstand der Literatur und Literaturwissenschaft werden, insofern sie in ästhetischen und literaturtheoretischen Wissensfeldern situiert ist.

Mit *Diskurs* werden dagegen ganz allgemein die zusammenhängende Rede und ihre Strukturelemente bezeichnet. Prominent hat Michel Foucault den Begriff für die Analyse wissenschaftlicher Disziplinen verwendet, deren Aussagesystem er als durch Regularien bestimmt verstand. Dieser Ansatz wird in der Literaturwissenschaft seit den 1970er Jahren aufgegriffen und fortgeführt: dabei geht es einerseits um die Revision von literarhistorischen Kategorien, etwa von Autorschaftsmodellen, andererseits aber um die Frage, in welcher Weise sich Literatur zu den diskursiven Ordnungen des Wissens verhält. Aus der literarischen Diskursanalyse entwickelte sich in den 1990er Jahren zudem die *Poetologie des Wissens*, die sich mit der Produktion, der narrativen wie rhetorischen Vermittlung und der allgemeinen Hervorbringung von Wissens-elementen befasst. Literatur trägt demnach zur Produktion, Speicherung, Vermittlung und Transformation des Wissens bei. Zugleich entnimmt sie dem Wissen poetologische und ästhetische Qualitäten für ihre eigenen Darstellungstechniken.

In der rezenten – historisch wie ethnographisch ausgerichteten – Wissenschaftsforschung, die sich vornehmlich den experimentellen Wissenschaften widmet, wie auch in der Kulturforschung wird die Beschäftigung mit Wissensordnungen von anderen

Fragestellungen abgelöst. Zum einen rückt die *Materialität* von Literatur und Wissen in den Blick: Untersucht werden u. a. Schreibmaterialien, Papiersorten und Typoskripte, also Träger, auf denen Aufgeschriebenes gespeichert wird. Unter ›Text‹ versteht man innerhalb dieses Ansatzes meist nicht ein abstraktes Gebilde aus Zeichen und Worten, das vom Material losgelöst analysiert werden könnte. Vielmehr werden seine materialen wie gestalterischen Eigenschaften, z. B. die typographische Codierung, in den Vordergrund gestellt und als konstitutive Elemente im Prozess der Wissensbildung in die Analyse einbezogen.

Im Rahmen des *practical turn* wird Wissenschaft zum anderen nicht mehr als Theorie, sondern als Praxis betrachtet, die sich aus zahlreichen einzelnen *Praktiken* zusammensetzt. Vor allem literarischen Techniken wie dem Lesen, Schreiben und Erzählen wird dabei eine besondere Bedeutung für die Wissens- und Literaturproduktion beigemessen. Diese Ausformung des *practical turn* weist zudem zahlreiche Anknüpfungspunkte zu bereits bestehenden medien- und editionswissenschaftlichen Forschungsbereichen auf, die sich unter anderem Schreibprozessen widmen.

*Schreiben* gilt als eine Sonderform der Praktiken, die sich, so die Grundannahme dieses Ansatzes, zum Aufgezeichneten keinesfalls neutral verhält und auch nicht umstandslos instrumentell verwendet kann. Schreibverhältnisse sind demnach gleichermaßen konstitutiv mitbeteiligt an poetischen und wissenschaftlichen Produktionsprozessen. Sie werden als epistemische Verfahren begriffen, die Effekte im Feld von Literatur und Wissen erzeugen. Unterhalb der Ebene theoretischer und abstrakter Verhandlungen über das, was Wissen und Literatur bestimmt, ergeben sich damit weitere Schnittflächen.

Yvonne Wübben

## 1.1 Forschungsskizze: Literatur und Wissen nach 1945

Was ist Wissen? Was ist Literatur? In welcher Weise kann Literatur Wissen enthalten und inwiefern ist Wissenschaft selbst literarisch? Seit der Formierung des Forschungsfeldes sind diese Grundfragen Gegenstand einer kontroversen und bis heute andauernden Diskussion. Einerseits können auch Wissenschaftler nicht umhin, literarische Verfahren anzuwenden. Andererseits nimmt Literatur Wissen auf und setzt sich mit Wissensansprüchen z.T. kritisch auseinander. Seit der Moderne behauptet sie sogar, über ein eigenes Wissen zu verfügen, das ihr spezifisch zukommt.

Wie auch immer man diese Fragen wendet: Das Verhältnis von Literatur und Wissen hängt wesentlich davon ab, was man unter Wissen und Literatur jeweils versteht: Muss Wissen wahr sein? Umfasst Wissen vor allem naturwissenschaftliches Wissen oder auch praktisches Alltagswissen? Kann Literatur ihrerseits auf Wahrheit verpflichtet werden und wenn ja, welche Wahrheit kommt ihr zu? Oder ist Literatur autonom, frei von Wahrheits- und Wissensansprüchen und vor allem durch Fiktionalität charakterisiert? Wie lassen sich solche Fragen überhaupt angemessen beantworten? Sollen die möglichen Antworten normativ, literaturtheoretisch, epistemologisch oder pragmatisch ausfallen?

In den disziplinären und transdisziplinären Forschungskulturen sind diese Problemzusammenhänge sehr unterschiedlich diskutiert worden. Während man im französischsprachigen Raum stärker zwischen Wissen (*savoir*), Wissenschaft (*science*) und Literatur unterscheidet und oft den Eigenwert des literarischen Wissens betont (Pierrsens 1990), konstituiert sich das Feld *Literature and Science Studies* in England und den USA im Kontext der Zwei-Kulturen-Debatte (Snow 1967, engl. 1959). Snow hatte eine anhaltende Diskussion über mögliche Konvergenzen und Divergenzen der zwei Kulturen – der Natur- und Geisteswissenschaft – ausgelöst, die in der Literaturwissenschaft breit rezipiert wurde (Kreuzer 1969, Rousseau 1978, Hayles 1991). In Deutschland erfuhr die Diskussion in den 1980er Jahren Impulse aus der Soziologie, die den Ausdifferenzierungsprozess von Literatur und Wissen als Streit um Deutungskompetenz interpretierte und die Soziologie als dritte Kultur in diesem Prozess situierte (Lepenies 2006/1985).

Die sogenannten *science wars* der 1990er Jahre führten im Anschluss zu einer kritischen Hinterfragung zentraler Grundpositionen der Wissenschaftstheorie, die u. a. die Objektivität der Wissens und den Tatsachenbegriff betraf und in der Wissenschaftsgeschichte mit einer intensiveren Fokussierung auf die Prozesse der Konstituierung wissenschaftlicher Erkenntnisse einherging. Damit gerieten die Konvergenzen von Literatur und Wissenschaft stärker in den Blick. In der Literaturwissenschaft wurde das Feld Wissen und Literatur in den 1990er Jahren ebenfalls von methodologischen und theoretischen Grunddiskussionen geprägt. Einerseits ging es um die Integration von Kulturtheorie, Historischer Epistemologie, Diskursanalyse und Metaphorologie (Vogl 1997, 7–16; Dotzler/Weigel 2005, 9–16); andererseits darum, die Verfahren von Hermeneutik und rationaler Rekonstruktion mit der Analyse von Wissensfeldern sinnvoll zu kombinieren (Richter/Schönert/Titzmann 1997, 9–36).

Unabhängig von den jeweils vorherrschenden Forschungspositionen lassen sich bis heute zumindest drei Varianten des Verhältnisses von Literatur und Wissen unterscheiden. Zum einen wird das Wissen in der Literatur untersucht (1). Diese Variante dominiert in der Regel in den Literaturwissenschaften. Dabei geht es meist um die Aufnahme und Transformation von Wissen in der Literatur sowie ihre Funktion; aber auch um die Frage, ob Literatur einen genuinen Beitrag zum wissenschaftlichen Wissen liefert (Weininger 1989). Daneben standen die Analyse von literarischen Darstellungsweisen sowie die poetische Hervorbringung von Wissen im Vordergrund (2). Die Variante wurde zunächst im Rahmen von einfluss- und ideenhistorischen Studien aufgegriffen und bildete sich später zu einer Rhetorik der Wissenschaften aus (Gross 1990), die z. T. in eine wissenschaftskeptische bzw. konstruktivistische Position mündete. Vertreter beider Richtungen diskutieren darüber hinaus, ob der Literatur ein Wissen *sui generis* zukommt (3).

### (1) Wissen in der Literatur

Ältere Studien zum Verhältnis von Literatur und Wissenschaften gehen oft dem Einfluss der Wis-

senschaften auf die Literatur nach. In seinem Buch *Science and English Poetry* beklagt Douglas Bush etwa die negativen Auswirkungen der exakten Wissenschaft in der Dichtung (Bush 1949). Er sah ihr religiöses und moralisches Wertesystem durch den modernen Technizismus unterminiert. Studien wie die von Bush zeichneten sich in der Regel durch ein normatives Wissenschaftsverständnis aus, das am Leitmodell exakter, empirischer Naturwissenschaften gewonnen wurde. Wissenschaft wurde also nicht im Blick auf die in der jeweiligen Epoche geltenden Maßstäbe von Wissenschaftlichkeit bewertet, sondern anhand übergeordneter szientifischer Normen, die vielfach auch das Literaturverständnis prägten. Bush verpflichtete die Literatur umgekehrt auf eine imaginäre, bildreiche Sprache sowie auf eine Humanitätsidee, die er in ein antagonistisches Verhältnis zur Wissenschaft setzte. Der mutmaßliche Antagonismus von Naturwissenschaften und Literatur stand der produktiven Thematisierung der Relation im Weg und bestimmte bis weit in die 1950er Jahre großteils die literaturwissenschaftlichen Herangehensweisen.

Erst die Arbeiten von Majorie Hope Nicholson, einer Schülerin von Arthur Lovejoy, orientierten sich nicht mehr an normativen Wissensvorgaben oder einem humanistischen Literaturideal. Vielmehr untersuchte sie Wissenschaften in ihren historischen Eigendynamiken. Ihre Studie zum Webstuhl oder auch zu Newtons Optik waren wie Lovejoys Buch *The Great Chain of Being* ideenhistorisch ausgerichtet. Gleichwohl interessierte sie sich vorwiegend für den Einfluss der Wissenschaft auf die Literatur, anstatt von einer wechselseitigen Befruchtung auszugehen (Nicholson 1950).

In der deutschsprachigen Literaturwissenschaft stand die Analyse von Literatur zunächst im Zeichen der Zwei-Kulturen-Debatte. Karl Richter untersuchte in seinem Buch zur Lyrik der Aufklärung, inwieweit Literatur wissenschaftliche Kenntnisse aufnahm, um diese dann vom Vorwurf der Indifferenz gegenüber den Naturwissenschaften exkulpiert zu können. Zwar war seine Geschichtsschreibung nicht an den Leistungen einzelner Protagonisten orientiert, sondern richtete den Fokus auf die »epochale Konstellation« (Richter 1972, 18). Allerdings konstatierte er eine »Verbindung zwischen den revolutionären Vorgängen in der Wissenschaft und den Umbrüchen in der Geschichte der Literatur« (ebd.), die er im Einzelnen nicht nachweisen konnte. Zudem folgte Richter einem Modell von

Wissensgeschichte, das sich dem Narrativ von der Wissenschaftlichen Revolution anschloss. Dass er sich zunächst auf die Rezeption von Galilei, Bacon oder Newton konzentrierte, hing auch damit zusammen, dass eben diese Autoren von Wissenschaftshistorikern als Akteure der Wissenschaftlichen Revolution gefeiert worden waren.

Neben der frühneuzeitlichen Physik, Astronomie und Optik, also den postulierten Vorläufern moderner Naturwissenschaften, gerieten Psychologie und Erfahrungsseelenkunde der Aufklärung in den Blick der Literaturwissenschaft. In seinem Buch *Melancholie und Aufklärung* operierte Hans-Jürgen Schings in den 1970er Jahren mit einem erweiterten Literaturbegriff, der die Erfahrungsseelenkunde der Aufklärung, u. a. Texte von Karl Philipp Moritz, einschloss und zeigte, wie sie im Roman eine komplexe Erweiterung im melancholischen Dichtertypus erfuhr (Schings 1977, 226–255). Diese Studie war nicht mehr von einem normativen Wissensverständnis als vielmehr von der Aufklärungsforschung bestimmt und analysierte, wie psychologisches Wissen im Kampf gegen den Aberglauben benutzt wurde, um die Religion zu diskreditieren. In der Folge setzte sich die Literaturwissenschaft intensiver mit psychologischen bzw. anthropologischen Wissensbeständen des 18. Jh.s und ihrer Aufnahme in der Literatur auseinander (Riedel 1985, Schings 1994). Dabei ging es einerseits um die Adaption von Vorstellungen wie der Kette der Wesen, der Vollkommenheitsidee, des *commercium mentis et corporis*, der Leidenschaftslehren und der Diätetik, andererseits um die Bestimmung von Literatur als einem Medium, das Spezialdiskurse miteinander verkoppeln konnte und als Popularisierungsinstrument in der sich ausdifferenzierenden Wissensgesellschaft des 19. Jh.s an Geltung gewann. Allerdings erfolgte die Rekonstruktion der Wissensbestände wiederum unter bestimmten normativen Vorgaben. So wurde neben dem impliziten Anthropologismus der Ansätze, dem emphatischen Subjekt- und Autorbegriff, ein z. T. erkenntnisoptimistisches Geschichtsmodell zugrunde gelegt (vgl. zu der Kritik Vogl 1997, 110). Auch ging es meist um die Aufnahme und Aneignung von Wissen in der Literatur und weniger um die wechselseitigen Austauschprozesse (vgl. zu dieser Kritik Berggruen/Borgards/Lehmann 2001).

Das Wechselverhältnis von Literatur und Naturwissenschaft untersuchte Jeremy Adler bereits in den 1980er Jahren am Beispiel von Goethes *Wahl-*

*verwandtschaften*. Goethe wählt mit dem Romantitel einen Begriff aus der Chemie, um das Verhältnis der Romanfiguren zueinander zu charakterisieren. Die Aufnahme naturwissenschaftlicher Einsichten im Ästhetischen gewährleistet nach Adler zweierlei: Erstens hätten die Wissenschaften dadurch an Bestand gewonnen. Zweitens »verleihe die Wissenschaft dem Roman die Strenge, wodurch er zum Gesellschaftsroman« habe werden können (Adler 1987, Vorwort). Literatur und Wissenschaft wurden allerdings auch in Adlers Analyse als getrennte Sphären betrachtet, die wechselseitig voneinander profitierten. Unterdessen ist dieser Ansatz in einer Vielzahl von Arbeiten modifiziert und relativiert worden (Anz 2002). Weitere Studien ergänzten die Relation insofern, als sie Literatur als Beobachtungsraum verstehen, der sich auf Inhalte und Methoden der Wissenschaft reflektierend beziehen kann (Alt 2004). Diskursanalytisch orientierte Ansätze in der Nachfolge Michel Foucaults gingen dagegen von einer diskursiven Ordnung aus, die sowohl Wissen als auch Literatur hervorbringt (etwa Koschorke 1999, 10).

Unter das Stichwort ›Wissensgenerierung‹ sind zudem solche Ansätze zu fassen, die sich der Vorwegnahme des Wissens durch die Literatur widmen bzw. der Frage nachgehen, ob ein Sachverhalt, der zunächst in der Literatur dargestellt wurde, später zu wissenschaftlichem Wissen werden kann. Neben der *Science Fiction*-Literatur, die sich genrespezifisch mit zukünftigem oder möglichem Wissen beschäftigt und dadurch alternative Wissenswelten generiert (Yaszek 2011), wurde die Wissensgenerierung auch in der Erzählprosa untersucht, die sich mit dem Wahnsinn befasste. Willms vermutete, dass in Büchners Erzählung *Lenz* eine Schizophrenie und damit ein Krankheitsbild dargestellt wird, das in der psychiatrischen Fachliteratur erst Jahrzehnte danach beschrieben wurde (Willms 2008).

Dass sich die Forschung lange Zeit auf die Naturwissenschaften, Anthropologie und Psychiatrie konzentrierte, hing mit der Zwei-Kulturen-Debatte sowie einem anthropologischen Literaturbegriff zusammen (Lukas/Ort 2012). Die Literaturwissenschaft folgte damit Problemstellungen aus den Bereichen der Naturwissenschaften, Philosophie und Geschichtswissenschaft. Neben dem Wissen von Physik, Optik, Psychologie und Psychiatrie greift die Literatur aber auch mathematisches, klimatisches, kriminologisches, juristisches, ethnographi-

sches oder historiographisches Wissen auf (Clark/Rossini 2011). Zuletzt ist der Wissensbegriff auf praktisches, sprachliches, semiotisches alltägliches und lokales Wissen ausgeweitet worden, mit der Folge, dass das rezente Einführungskompendium von Ralf Klausnitzer zum Feld Literatur und Wissen die Grundlagen von Poetik, Semiotik, Ideengeschichte, Diskursanalyse und Rhetorik erörtert, in den exemplarischen Analysen der dynamischen Interaktion von Wissensfeldern mit der Chiromantik aber ein vormodernes Gebiet behandelt (Klausnitzer 2008, 321 f.).

Flankiert werden derartige Kartierungsversuche von Einzelstudien zu Autoren. Dieser Typus von Studie lässt einen deutlichen Fokus auf jene literarischen Autoren erkennen, die wie Friedrich Schiller, E.T.A. Hoffmann, Georg Büchner, Felix Hausdorff, Arthur Schnitzler, Alfred Döblin, Robert Musil als Mediziner, Juristen oder Wissenschaftler tätig waren und daher als potentielle Vermittler beider Kulturen eine gewisse Faszinationskraft ausübten. Während wissenschaftliche Texte von Albrecht von Haller und Johann Wolfgang Goethe selbstverständlich in Gesamtausgaben aufgenommen wurden, weil sie schon zu ihrer Zeit eine gewisse Aufmerksamkeit erfahren haben, gilt das nicht immer für die Texte von modernen Autoren wie z. B. Gottfried Benn. Dass Benns medizinische Schriften, die ansonsten wohl in Vergessenheit geraten wären, heute in einer modernen Ausgabe vorliegen, erklärt sich vielmehr als Effekt seiner Kanonisierung als literarischer Autor (Homscheid 2005).

Zudem wurden im Feld in den letzten Jahren neue theoretische Impulse gesetzt: unter anderem die Anregung, verschiedene Wissenstypen – etwa theoretisches und praktisches Wissen – im Blick auf einzunehmende Haltungen stärker zu differenzieren (Köppe 2008, 12 sowie 90–153). Köppe untersuchte, ob die fiktionale Literatur eine Quelle von theoretischem Weltwissen sein könne, insofern fiktionale Sätze und Meinungen möglich und gut begründbar seien. Er ging damit von einer logischen Tiefenstruktur literarischer Texte aus, auf deren Basis er entsprechende Rationalitätsstandards für ihre Erschließung formulierte. Albrecht plädierte dafür, in Ergänzung zum Satzwissen ›nicht-sagbares‹ Wissen der Literatur systematisch in die Analyse mit einzubeziehen, etwa das von Sokrates in Platons Dialog *Menon* zum Einsatz gebrachte Methodenwissen mathematischen Schlie-

ßens (Albrecht 2011, 140–163). Neben der Differenzierung bestimmter Wissenstypen interessierten ferner strukturelle Analogien von wissenschaftlichen bzw. medizinischen und ästhetischen Diskursen. Zumbusch zeigte, dass sich mit der Metaphorik von Impfung, Abschottung und Affektregulierung in der Weimarer Klassik die Umstellung der Wirkungs- auf eine Autonomieästhetik vollzieht (Zumbusch 2011). Die Konvergenz von medizinischen und literarischen Schreibweisen war Gegenstand eines Sammelbandes, der sich der Literatur als Medium der sprachlichen und symbolischen Formung medizinischen Wissens widmete und zugleich die kognitiven und sozialen Funktionen spezifischer Schreibweisen etwa ärztlicher Fallberichte analysierte (Pethes/Richter 2008, 2 u. 9). Stöckmann revidierte in seiner Studie zum Naturalismus die verbreitete Tendenz, in naturalistischen Texten ginge es primär um die mimetische Abbildung von Realität. An die Stelle von Aussagen über Welt trete vielmehr die Reflexion über ihre Erfassungsmöglichkeiten. Die zeitgenössische Willensphilosophie sei eine Ermöglichungsstruktur, die naturalistischen Texten zugrunde liege (Stöckmann 2009). Weitere thematische und methodische Schwerpunkte lagen auf der Kulturgeschichte des Schmerzes in Medizin und Literatur (Borgards 2007) und den experimentellen Anordnungen der Literatur (Pethes 2007). Darüber hinaus wurde jüngst das Nicht-Wissen der Literatur thematisiert (Bies/Gamper 2012).

## (2) Wissenschaft als Literatur

In dieser Variante steht die literarische und poetische Hervorbringung von Wissen sowie die literarische, rhetorische und gattungsspezifische Verfasstheit wissenschaftlicher Texte im Vordergrund. Seit Horaz gilt das Diktum, dass ein Text nicht nur zu belehren, sondern seine Leser auch zu erfreuen habe (*prodesse et delectare*). Er soll die Sinne ansprechen, wohl organisiert, gut verständlich (*perspicuitas*) und zudem schön sein (*ornatus*). Zahlreiche Wissenschaftler versuchen diesen Ansprüchen durch den Einsatz von narrativen Passagen oder von rhetorischen Mitteln zu genügen. Vielfach unterbreiten sie in Form von *heureka*-Anekdoten, wie eine Entdeckung gemacht wurde, oder setzen wie Sigmund Freud ganze Kaskaden rhetorischer Mittel ein, um ihre Leser einzunehmen, darunter etwa

die *amplificatio*, die *captatio benevolentiae* und rhetorische Fragen.

Wie viel Rhetorik oder Narration ein wissenschaftlicher Text verträgt, was als gute wissenschaftliche Schreibweise gilt – etwa Nüchternheit und Kürze –, wie umfassend die Konvergenzen zwischen literarischen und wissenschaftlichen Texten sein dürfen, ist historisch durchaus variabel und von den jeweiligen Konstellationen bzw. Bedingungen der Wissensproduktion abhängig.

Für den französischen Philosophen Auguste Comte war gerade der vermeintliche Verzicht auf rhetorische Stilmittel das Ideal wissenschaftlichen Schreibens. Allerdings kann die Selbstzuschreibung nicht über den Umstand hinwegtäuschen, dass dieser Verzicht ebenso ein Stilmerkmal und auch der knappste und nüchternste Text noch rhetorisch geformt ist. Im 19. Jh. galt die Rhetorik ferner als ein zentrales Element der Wissensvermittlung. Alexander von Humboldts *Kosmos* (1845–1862) wurde unter anderem auch deshalb in den Kanon klassischer Bildung aufgenommen, weil das Buch ästhetische und sprachliche Standards setzte und einen Austauschprozess zwischen Experten, Gelehrten und Laien in Gang brachte. Die Analyse ästhetischer Verfahrensweisen blieb aber nicht auf diese breiter rezipierten Texte beschränkt, sondern wurde ferner auf die physiologisch-experimentelle Forschung ausgeweitet und umfasste den Einsatz von Bildmedien. In der Wissenschaftsgeschichte und -philosophie interessiert meist nie allein der bloße Nachweis von rhetorischen Mitteln, einer spezifischen wissenschaftlichen Schreibweise und der mit ihr assoziierten Praktiken. Vielmehr geht es um ihre mögliche Bedeutung für die Wissensbildung, -zirkulation und -transformation, d. h. um ihre epistemische Funktion.

Dabei betonten zahlreiche Wissenschaftshistoriker, dass die Anwendung ästhetischer Methoden in den Wissenschaften, der Gebrauch von Metaphern und die literarische Verfasstheit wissenschaftlicher Texte insgesamt keine Gleichsetzung von Literatur und Wissen nach sich ziehen solle. Rhetorik und Ästhetik unterminieren keineswegs den Geltungsanspruch der Wissenschaft (Daston 1998, 22). Oft trugen sie sogar zur Durchsetzung bestimmter Wissensansprüche und Wissensweisen bei (Shapin/Schaffer 1985).

Im analytischen Umgang mit Texten sowie den wissenschaftstheoretischen Positionen zeigten sich oft erstaunliche Parallelen zwischen Literaturwis-

senschaft und Wissenschaftsgeschichte. In den 1950er Jahren ist das Bemühen der Literaturwissenschaft um eine Literaturtheorie und fundierte Methode vielfach vom Anspruch begleitet, selbst eine exakte Wissenschaft zu werden (Wellek/Warren 1985/1955, 11). Für den kanadischen Literaturkritiker und Mitbegründer des Kritizismus Northrop Frye enthält der literarische Text eine universelle Struktur des Wissens, die in der Kultur verankert ist (Frye 1957, 17) und aufgrund derer Literatur als poetisches Modell fungiere, das eigene Erfahrungen transzendieren könne. Zur selben Zeit kommen in der Wissenschaftsgeschichte ähnliche universalistische Positionen auf. So widmete sich etwa Gerald Holton bereits in den frühen 1960er Jahren sogenannten thematischen Propositionen, d. h. wiederkehrenden grundlegenden Annahmen oder Vorstellungen, die in der Wissenschaft über Jahrhunderte nachweisbar seien. Er unterschied sie von reinen Imaginationen, Mythen, Archetypen oder synthetischen Sätzen a priori und betrachtete sie wie Frye als generell gültige (Holton 1981/1973).

Nur wenige Jahre nach Frye und ein Jahr nach Max Blacks Buch *Models and Metaphors* (1962) geht die englische Wissenschaftshistorikerin Mary Hesse der Funktion von Modellen für die wissenschaftliche Erkenntnisbildung nach. In ihrem 1963 zuerst erschienenen Buch *Models and Analogies in Science* behandelt sie die analogische Relation zwischen einem Modell – einem Replikant oder eine Maschine – und dem, wofür es steht. Während die Analogie in der Rhetorik eine Ähnlichkeit zwischen Wortinhalten bzw. -feldern beschreibt und rhetorischen Figuren wie ›Metapher‹ oder ›Katachrese‹ auf Analogien basieren, meint Analogie in der Wissenschaft nach Hesse eine bestimmte Art zu schließen. Hesse unterscheidet daher zwischen poetischen und wissenschaftlichen Metaphern. Die wissenschaftliche Metapher gilt ihr nicht nur als Stütze und Vehikel der Imagination (›crutch to aid the imagination in the construction of theories‹), die einem Wissenschaftler bei der Entwicklung bestimmter Hypothesen oder Theorien hilfreich ist. Vielmehr geht es um ihre Funktion bei der Verifikation von Analogieschlüssen und damit um die mögliche Wirklichkeit des Modells. Erläutert werden diese Zusammenhänge am Billardball-Modell, das zur Untersuchung von Partikelbewegungen in dynamischen Systemen (etwa Gasparkeln) diene. In diesem konkreten Fall bestand die Analogie im Wech-

sel zwischen grader und reflektierter Bewegung. Nach Hesse basierten derartige Modelle auf einer strukturellen oder isomorphen Ähnlichkeit mit bereits Bekanntem und erlaubten rationale Vorhersagen. Da die Verifikation von Modellen bei Hesse an den Vorgaben des logischen Positivismus, etwa von Rudolf Carnap, orientiert blieb und die grundlegenden Frage betraf, wie wissenschaftliche Hypothesen überhaupt bestätigt bzw. falsifiziert werden können, gilt Hesse sowohl als Gegnerin des Relativismus als auch einer naiven realistischen Position.

In ihrer Anlehnung an den logischen Positivismus unterscheidet sie sich von dem Wissenschaftshistoriker Thomas S. Kuhn, der in *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* wissenschaftliche Erkenntnisbildung im Kontext einer »Soziologie der wissenschaftlichen Gemeinschaft« (Kuhn 1967/1962, Vorwort) diskutierte. Kuhn, der am *Center for Advanced Studies of Behavioral Science* lange Jahre in der Gemeinschaft von Soziologen forschte, interessierte sich zwar kaum für die Rhetorik oder Ästhetik wissenschaftlicher Texte. Jedoch führte er mit dem Wort »Paradigmata« einen Ausdruck in die Wissenschaftshistoriographie ein, der aus der klassischen Rhetorik stammte und im 18. Jh. im Sinn von Weltbild, Axiom, Dogma, Vorbild und Muster gebraucht wurde. Einer von Kuhns zahlreichen Definitionen zufolge ist ein Paradigma ein Set von allgemein anerkannten, wissenschaftlichen »Leistungen, die für eine bestimmte Zeit einer Gemeinschaft von Fachleuten Modelle und Lösungen liefern« (ebd., 11). Die wissenschaftliche Leistung war damit einem Beispiel vergleichbar, das – einem moraldidaktischen *exemplum* nicht unähnlich – Vorbildfunktion hatte und die Tätigkeit einer Gruppe von Wissenschaftlern bestimmte. Die aus der Wissenschaftshistoriographie entwickelten, wissenssoziologischen Überlegungen trugen zu einer neuen Konzeption von Wissenschaft bei und hatten in der Praxis der historischen Forschung zur Folge, dass die Integrität einer Wissenschaft nun an den Vorgaben und Maßstäben ihrer eigenen Zeit gemessen wurde (ebd., 20). Das Paradigma wurde zu einer heuristischen Einheit, die die Beobachtung und Analyse von Wissenschaft steuerte. Zugleich bezeichnete es das Set von allgemein akzeptierten Ansichten, die sich nicht – anders als bei Hesse – auf allgemeingültige logische Sätze zurückführen ließen. Die Auffassung, dass sich wissenschaftliche Erkenntnisgewinnung allein durch Theoriebildung, Hypothese, Überprüfung

und Falsifizierung vollzieht, hatte sich damit als unzureichend erwiesen, auch wenn praktizierende Wissenschaftler weiterhin an diesen Grundsätzen festhielten (ebd., 29).

Der Einzug von Historizität und Soziologie in die Wissenschaftslehre war eine nachhaltige und ebenso bahnbrechende Neuerung, die für das Verhältnis von Literatur und Wissen zahlreiche Folgen hatte. Arbeiten, die von einem normativen Wissenschaftsbegriff ausgingen wie die von Bush, erfüllten nicht mehr die neuen wissenschaftsgeschichtlichen Standards. Während die jeweiligen Glaubenssätze der normalen Wissenschaft nämlich für praktizierende Wissenschaftler durchaus bindend sein konnten (ihre Anerkennung war von Kuhn in gewisser Hinsicht sogar zur Bedingung von wissenschaftlichem Arbeiten erhoben worden), bestand die Aufgabe von Wissenschafts- wie Literaturhistorikern gerade darin, sie in ihrem jeweiligen relativen Geltungsraum und Kontext zu betrachten und zu untersuchen, unter welchen historischen Umständen sie in eine Krise geraten bzw. ihre Bindungskraft verlieren konnten, so dass sie für nachfolgende Generationen kaum mehr zu vermitteln waren. Das geozentrische Weltbild oder das Wissenssystem der Magie, das der Literaturwissenschaftler Bush noch als unwissenschaftlich diskreditiert hatte, galt demnach nicht mehr als Irrtum, sondern als wissenschaftlicher Lehrsatz, der für eine bestimmte historische Gemeinschaft bindend war.

Viele seiner wissenssoziologischen Überlegungen konnte Kuhn Ludwik Flecks Buch *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (zuerst 1935) entnehmen, das bis dahin weitgehend unbekannt war. Bereits in den 1930er Jahren hatte sich Fleck der Untersuchung wissenschaftlicher Denkstile gewidmet. Mit dem von ihm geprägten Kompositum ›Denkstil‹ legte er provokant die Verflochtenheit von Logik, Rhetorik und Ästhetik nahe. Wie ein Stil- und Kunsthistoriker untersuchte er visuelle Darstellungen in anatomischen Lehrbüchern der Frühen Neuzeit etwa in den berühmten Büchern von Vesalius. Für den Wissenschaftshistoriker waren gerade die vom Standpunkt der aktuellen Wissenschaft aus als rein poetisch ausgewiesenen Elemente dieser Lehrbücher (die sogenannten »Sinn-Bilder«) höchst aufschlussreich – z. B. die Visualisierung der Sense oder des Skeletts. Was seine Zeitgenossen als rein poetisch abtaten, gehörte nach Fleck einem vergangenen wissenschaftlichen Denkstil an und war für

den Historiker besonders instruktiv. Für ihn stellten die Skelettdarstellungen in Vesalius' Lehrbüchern kein ästhetisches oder rhetorisches Ornament dar. Fleck zeigte, dass ihnen eine genuine wissenschaftliche Bedeutung in ihrer eigenen Zeit zukam, die auf die Vorannahmen des Kollektivs verwies. Die Elemente vermittelten dem Historiker zugleich das fremd Gewordene eines historischen Wissenschaftsdiskurses (Fleck 1980, 186).

Michel Foucault knüpfte hieran an. Während in *Wahnsinn und Gesellschaft* (1969) Literatur und Wissenschaft in ein strukturelles Oppositionsverhältnis gesetzt wurden, insofern sich in der Literatur eine nicht-tragische Erfahrung des Wahnsinns artikulierte, die in den (Human-)Wissenschaften als das Andere der Vernunft ausgeschlossen wurde, ging er in *Archäologie des Wissens* und *Ordnung der Dinge* von diskursiven Ordnungen aus, die die Aussagen von Wissenschaft und Literatur gleichermaßen regulierten. An Stelle von Kuhns soziologischer Bestimmung funktionierender, normaler Wissenschaft, trat ein System von Regeln, die das Aussagbare steuert, aber oft unreflektiert bleibt. Auch Foucault konzentrierte sich auf die Konstruktionsprozesse der Wissenschaft und plädierte dafür, die Bestimmung von Wissen und Wissenschaft jeweils im Blick auf historisch variierende Bedingungen zu rekonstruieren. Seine Analyse mündete in eine relativistische Position, die die Unterscheidbarkeit von Literatur und Wissen betraf und seinen Umgang mit literarischen wie wissenschaftlichen Texten bestimmte. Am Fall *Herculine Barbin* – der Geschichte eines Hermaphroditen – interessierte ihn z. B. die normalisierende Macht des Sexualdiskurses. Weniger kam es ihm auf genretypische, ästhetische oder rhetorische Aspekte der untersuchten Texte an. Die pornographischen Passagen von Barbins Bekenntnisschrift gerieten ebenso selten in den Blick wie der Umstand, dass die Offenlegung des Intimen zu den Genrevorgaben der Bekenntnisschrift gehörte (Foucault 1998, 11).

Besonders in den 1990er Jahren wurde Foucaults Ansatz in der Literaturwissenschaft zu einer Poetologie des Wissens weiterentwickelt, die textuelle Gattungsregeln als Element von Wissensdiskursen stärker berücksichtigte und Strukturhomologien zwischen bestimmten Textsorten, etwa Robinsonaden und ökonomischen Abhandlungen, nachging (Vogl 2002, 16). Der vom Deleuze-Übersetzer Joseph Vogl mitbegründete Ansatz schloss

an literatur-, medien- und kulturwissenschaftliche Untersuchungen an, die nicht mehr das Wechselverhältnis von Literatur und Wissen, sondern die genuine Verschränkung beider auf verschiedenen Ebenen des Diskurses aufzuzeigen versuchten.

Wenn im Rahmen wissenspoetologischer Ansätze untersucht wird, wie eine poetische Sprachpraxis ihre Gegenstände durch diskursive Regeln und eine umschriebene Zeichenverwendung zuallererst hervorbringt, dann unterscheidet sie Wissen ebenfalls nicht mehr wesentlich von Literatur. Die Gleichsetzung von Literatur und Wissen wurde bereits in den 1980er Jahren als Problem poststrukturalistischer und dekonstruktivistischer Ansätze (Rousseau 1987) betrachtet und neuerdings wieder gegen Vertreter der Poetologie des Wissens vorgebracht. In der literaturwissenschaftlichen Kontroverse der letzten Jahre wiederholten sich dabei z. T. Positionen der *science wars*. Zur Diskussion standen eine Reihe von Implikationen wissenspoetologischer Ansätze, unter anderem die in der radikalen Historisierung vermutete Indifferenz gegenüber einem auf Wahrheit festgelegten Wissensbegriff sowie die Abstraktion von Inhalten und Geltungsansprüchen überhaupt (Stiening 2011, 239). Vorschläge, den Wissensbegriff auf Wahrheit oder Logik zu verpflichten, bedeuteten allerdings einen Rückschritt gegenüber den klassischen Standpunkten der Historischen Epistemologie, die von Gaston Bachelard oder Ludwik Fleck die Konstitutionsprozesse der Erkenntnis in den Blick nahmen und die Durchsetzung eines bestimmten Wissens nicht nur auf dessen Wahrheit, sondern auf soziale und kulturhistorische Kontexte, d. h. auf inner- wie außerwissenschaftliche Dynamiken zurückführten. Zwar mögen Wissenschaftsphilosophen und Wissenschaftler wie Stephen Weinberg am Wahrheitskriterium des Wissens festhalten (Weinberg 2003). Dass die Geltung und Akzeptanz von Wissen, historisch betrachtet, jedoch von kulturellen Bedingungen der Produktion und Zirkulation und damit zugleich von wissensexternen Faktoren abhängt, ist in der historiographischen Praxis von Literatur- und Wissenschaftsgeschichte heute kaum mehr kontrovers (Hagner 2001, 7–39; Vogl 2011). Zugleich muss diese Position nicht notwendig in eine wissenskonstruktivistische Auffassung münden, sondern kann zunächst den Blick auf die gemeinsamen Konstitutionsprozesse von Literatur und Wissen sowie auf die Rhetorik, Ästhetik und Poetik des Wissens eröffnen.

Ein Problem zahlreicher wissenspoetologischer Ansätze bleibt der ungeklärte Status des Fiktiven (Specht 2010, 16). Wenn in der Poetologie des Wissens die poetischen Darstellungspraktiken in den Fokus rücken, dann werden Signifikanten und nicht primär die Relationen zwischen Signifikant und Signifikat untersucht. Diese Signifikanten verweisen nur noch auf sich selbst und nicht mehr auf eine Welt außerhalb von Zeichenketten (zur Kritik vgl. Specht 2010, 17). Eine derartige Referenzlosigkeit begründet letztlich das Fiktive von Diskursen, die sich primär durch Selbstreferentialität auszeichnen (Vogl 1997, 123).

Zu ähnlichen Schlussfolgerungen gelangte auch Hayden White in seinem 1973 erschienenen Buch *Metahistory*, in dem er Stile verschiedener Historiker – von Jules Michelet bis Benedetto Croce – untersuchte. Neben der epistemologischen behandelte er immer auch die ästhetische und moralische Dimension von geschichtswissenschaftlichen Texten. Dabei ging es ihm um die Freilegung einer metahistorischen Tiefenstruktur («metahistorical understructure»), auf der alle übrigen Operationen ihre impliziten, vorkritischen Sanktionierungen gegründet hätten und die durch tropologische Modi und linguistische Protokolle bestimmt seien. Stil meint hier eine Formalisierung von genuin poetischen Einsichten, die wissenschaftlichen Erklärungen vorangingen. Kein Stil kann nach White daher beanspruchen, im Bezug auf eine extratextuelle Welt realistischer oder wahrer zu sein. Der Grund für die Wahl eines bestimmten Stils ist somit ebenfalls rein ästhetischer oder moralischer Natur und letztlich nicht epistemologisch begründbar. Arbeiten wie die Hayden Whites gründeten sich ihrerseits auf literaturwissenschaftliche und strukturalistische Vorrannahmen ihrer Zeit. U. a. bezog sich *Metahistory* auf Erich Auerbachs Untersuchungen zum realistischen Erzählstil wie auf Ernst Gombrichs Analyse des Realistischen in der Kunst. Whites Terminologie – die Rede vom *emplotment* – ist zudem am Formalismus und Strukturalismus geschult. Zentrale Vorgaben sind u. a. Roman Jacobsons Überlegungen zur metonymischen Relation von Worten und Roland Barthes' Ausführungen zum Realismuseffekt der Literatur (White 1991/1973, Vorwort sowie 573–576). Barthes hatte bereits 1968 – zunächst am Beispiel Gustave Flauberts, später auch Michelets – das Problem des Realen in der Literatur jenseits konventioneller Erzähltheorien zu fassen versucht.

Er verortete es gerade dort, wo man es am allerwenigsten vermutete: u. a. in der Phantastik. Realitätseffekte erzeugen demnach solche Zeichen, die innerhalb eines literarischen oder wissenschaftlichen Textes auf kein anderes Element verweisen (Barthes 1982) und darin dem Fiktiven der Wissenspoetologie durchaus vergleichbar waren (Vogl 1997, 123).

Neben dem Fokus auf textuelle Tiefenstrukturen als Organisationsformen von Wissen erfährt die Wissenschaftsrhetorik in den 1970er Jahren in unterschiedlichen Feldern – der Wissenschaftsgeschichte wie Ethnographie – einen regelrechten Aufschwung. So leitete Lisa Jardine in ihrer Arbeit zu Francis Bacon dessen wissenschaftliche Methode nicht nur aus der Logik, sondern auch der Rhetorik (Jardine 1974) ab und zeigte damit, dass die Präsentationsweise in Bacons Verständnis einen genuinen Aspekt der Wissensbildung ausmachte. Joseph Gusfield wandte sich in seiner wegweisenden rhetorischen Analyse eines fachwissenschaftlichen Aufsatzes, der sich mit dem Fahren unter Alkoholeinfluss befasste, gegen die Auffassung, Sprache sei irrelevant für das Unternehmen der Wissenschaft (Gusfield 1976, 17). Vielmehr zeigte er mithilfe von Wayne Booths Differenzierung von *showing* und *telling*, dass der wissenschaftliche Text sinnvoll in literaturwissenschaftlichen Kategorien erklärt werden könne. Wie Kenneth Burke ging er dabei von der These aus, dass sich alle symbolischen Interaktionen anhand der dramatischen Kategorien ›Akt‹, ›Szene‹, ›Agenzien‹, ›Agenten‹ und ›Absicht‹ beschreiben lassen. Auch wissenschaftliche Fachaufsätze sind demnach eine Form der dramatischen Interaktion. Zudem werden sie wie Literatur von zentralen Metaphern – etwa der Metapher des betrunkenen Autofahrers – und stigmatisierenden Archetypen – etwa dem des Problemtrinkers – bestimmt, die sich u. a. in der Trivilliteratur finden. Die wissenschaftliche Verwendung von stigmatisierenden Archetypen erlaube einerseits normalisierende Generalisierungen sowie andererseits genrespezifische Ausformungen der Typen zu komischen, tragischen oder kranken Figuren.

Im Anschluss daran untersuchten Bruno Latour und Steve Woolgar Schreibprozesse im Experimentallabor und bewerteten die Rolle von Verschriftungsprozessen für die Wissensbildung aus ethnographischer Perspektive neu. Hinsichtlich der Dauer und Frequenz ihrer Schreibtätigkeit wären Wissenschaftler durchaus Romanautoren vergleichbar. Sie schrieben nicht, um Informationen

zu übertragen, sondern um eine Ordnung zuallererst zu stiften (Latour 1986/1979, 245). Auch technische Apparate wurden in die Analyse von Schreibprozessen einbezogen. Nach Latour/Woolgar transformierten sie Substanzen der Materie in Schriftdokumente (ebd., 51). Zur selben Zeit erforschte Karin Knorr-Cetina ebenfalls wissenschaftliche Schreibprozesse in ethnographischer Perspektive und zeigte, dass beim Schreiben Selektionsmechanismen zum Tragen kommen, die in der Endversion eines *papers* aus ihrem Kontext gelöst werden und für den Leser nicht mehr erkennbar sind (Knorr-Cetina 2002/1984, 214). Knorr-Cetina wandte sich gegen das einfache Sender-Empfänger-Kommunikationsmodell und berief sich neben den wissenschaftsrhetorischen Studien von Gilbert (1976) und Gusfield (1976), vor allem auf die Theorien diskursiver Handlungen von Greimas (1979) und Propp (1968).

In den 1980er Jahren richtete sich die Wissenschaftsgeschichte weiterhin den Prozessen der Wissenserstellung zu. Als wissenschaftliche Tätigkeiten gerieten literarische Technologien (»literary technologies«) in den Blick. Damit waren bei Steven Shapin und Simon Schaffer wissenschaftliche Schreibweisen gemeint, etwa die Wahl einer bestimmten Gattung – der Brief – oder konkrete Stilmerkmale wie Wortreichtum (»verbosity«, vgl. Shapin/Schaffer 1985, 63). Diese Technologien galten wiederum nicht als Ornate eines Textes, sondern waren für die Durchsetzung von Wissensansprüchen zentral. Der Ausdruck ›Technologien‹ wurde von Shapin/Schaffer bewusst gewählt. Er sollte die Bedeutung der Schreibweisen für die Wissensbildung unterstreichen, indem er sie mit wissenschaftlichen Instrumenten, also mit anderen Technologien, auf eine Stufe stellte. Die epistemische Relevanz der Schreibweisen gründet sich letztlich auf ihren konstitutiven Bezug zu einer Wissensweise, die mit dem Aufkommen der experimentellen Wissenschaften in der Frühen Neuzeit verbunden war. Literarische Technologien dienten der Ausbildung von Zeugenschaft, insofern der Detailreichtum von Texten sowie die genaue Auflistung konkreter experimenteller Begleitumstände ermöglichen sollte (ebd., 59), die beschriebenen Versuche nachzustellen und damit die Anzahl der Zeugen zu vergrößern. Dass Vertreter der Neuen Wissenschaften wie Robert Boyle oft die Briefform wählten und darin einzelne Personen direkt zur Nachstellung aufforderten, war diesem Ziel ebenso

dienlich wie die realistischen Zeichnungen, die die Imagination anregen und dadurch gleichermaßen virtuelle Zeugenschaft ermöglichen sollten (ebd., 61).

Im Gegensatz zu älteren Arbeiten (Schönauf 1968) wurde dadurch die epistemische Spezifität von Schreibweisen, d.h. ihre spezifische Bedeutung bei der Durchsetzung von umschriebenen Wissensansprüchen betont. In seinen Studien zur Royal Society setzte Charles Bazerman diesen Ansatz fort und zeigte, wie die Erfüllung rhetorischer Kriterien des Experimentalberichtes im 18. Jh. über die Aufnahme und Ablehnung eines Artikels entscheiden konnte (Bazerman 2000, ein Überblick über weitere Arbeiten bei Dear 1991, 1–9).

Im Anschluss an diese rhetorischen Analysen geht es Gillian Beer in ihrem Buch über Darwins *plots* um den Zusammenhang von Darwinismus, evolutionären Erzählweisen und Literatur. Sie untersucht die Transformation der Evolutionstheorie von ihrem Als-Ob-Status bis hin zur Verbreitung der Annahme, dass sie eine Realität beschreibe. Die Akzeptanz der Theorie hänge – so Beer – wesentlich mit der Anschlussfähigkeit der narrativen Struktur an literarische Erzählmodelle des Viktorianismus zusammen und liege nicht darin begründet, dass sie sich logisch beweisen lasse. Damit warf Beer weitere grundlegende Fragen auf: Ist die Evolutionstheorie lediglich eine imaginierte Geschichte, die der Erzählprosa formal nah ist? Was lässt sich aus der Affinität von wissenschaftlicher Theorie und poetischer Gattung – dem Roman – im Hinblick auf die generelle Wahrheitsfähigkeit der Theorie schließen? (Beer 1986, 3–11).

Während Beer sich auf viktorianische Erzählmuster konzentrierte, begriff die in Harvard ausgebildete Physikerin Evelyn Fox Keller Wissenschaft als eine sozial konstruierte Kategorie, die sich aus einem Ensemble von Praktiken sowie einem historisch definierbaren Wissensfeld zusammensetzt. Bei Keller diene die rhetorische Analyse dem Nachweis subjektiver Meinungen oder Wünsche individueller Wissenschaftler. Zwar begreift sie Boyles Gesetze als valides Wissen, das das Verhältnis von Druck und Volumen angemessen und zuverlässig beschreibe. Zugleich scheine in den virilen Metaphern der Hochzeit, der Beherrschung und Unterwerfung bei Bacon eine Konzeption von Wissenschaft durch, die geschlechtlich doppeldeutig, weiblich und männlich, potent und rezeptiv sei. In der Doppeldeutigkeit erkennt sie das Echo einer

ambivalenten, ödipalen Konstellation (Keller 1985, 4 u. 41).

Alan Gross führte diese disparaten Ansätze systematisch zu einer Wissenschaftsrhetorik zusammen und verstand Wissen vorwiegend als Ergebnis von textueller Überzeugungsarbeit. Dabei bestritt Gross keineswegs die Realität von Fakten, sondern erklärt, warum bestimmte Sachverhalte in der Wissenschaft als Fakten untersucht und mit welchen Bedeutungen sie versehen wurden (Gross 1990, 4). Gross reagiert damit u.a. auf die Arbeiten von Bruno Latour, der 1987 die Konstruktion wissenschaftlicher Fakten im Labor ethnographisch untersuchte (Latour 1987, 21).

Die rhetorische und narratologische Analyse wissenschaftlicher Texte war in den 1990er Jahren nochmals Gegenstand der *science wars*, an denen sich Wissenschaftsphilosophen wie Historiker beteiligten. Im Rahmen dieser Kontroverse wurden literarische Schreibweisen verwendet, um konstruktivistische Positionen zu verspotten. In einem Aufsatz von 1996 erklärte bspw. der amerikanische Physiker Alain Sokal die Quantengravitation zu einem sozialen und linguistischen Konstrukt (Sokal 1996). Diese von vielen Lesern und den Herausgebern der Zeitschrift *Social Text* durchaus ernst genommene Behauptung, erwie sich im Nachhinein als eine Parodie auf Konstruktivismus, Dekonstruktion und Poststrukturalismus, die die Frage nach der Fiktionalität wissenschaftlicher Texte erneut aufwarf. Obwohl die von Sokal vorgetragenen Behauptungen für sich keine Wahrheit beanspruchten und im Modus des Als-Ob vorgetragen waren, bestärkte er genau das, was er ironisch subvertieren wollte. Was als wissenschaftlicher oder fiktionaler Text lesbar ist, hängt wesentlich von den Institutionen, Rezeptionsbedingungen und Leseanweisungen ab. Ein ähnliches Problem warf bereits Poes *The Facts in the Case of M. Valdemar* auf. Poes Text rekapituliert ein erfundenes hypnotisches Experiment im Modus des Tatsachenberichtes und wurde entsprechend rezipiert.

In den letzten Jahren ist besonders das wissenschaftliche Schreiben im Labor nochmals in einer neuen Perspektive untersucht worden, die die Funktion der verschrifteten Forschungsspuren – der Exzerpte, Notate, Skizzen – bei der Konstituierung von Wissen in mikrohistorischer Perspektive analysierte. Die sogenannten »Kritzeln und Schnipseln des Labors« wurden dabei als Orte verstanden, an denen »neues Wissen entsteht und im Prozess

des Entstehens verfolgt werden kann«. Rheinberger siedelte sie zwischen den Materialitäten der Experimentalsysteme und den begrifflichen Gebäuden an und wies ihnen das epistemische Potential zu, entlang einer Kette der Transformationen in beide Richtungen mobilisiert werden zu können. Als »flexibles Flickwerk« – als Ikonen, Symbole und Indizes – zeichneten sie sich durch eine hohe Wandlungsfähigkeit aus (Rheinberger 2005, 343–346) und könnten daher zu einem späteren Zeitpunkt unter einem anderen Blickwinkel durchgegangen, überschrieben und neu angeordnet werden. Darin unterscheiden sie sich von den Produkten verfahrensgeleiteter Schreibprozesse, die, wie das Sektionsprotokoll, stärker formalisiert und rigideren Regeln unterworfen sind.

Neben dem Schreiben als epistemischem Verfahren und Praktik der Wissenschaft (dazu Hoffmann 2010) galt das Interesse in den letzten Jahren zudem der Verbreitung von epistemischen Genres, die als kognitive Formen über die Konjunktur frühneuzeitlicher Denkgewohnheiten Aufschlüsse geben könnten (Pomata 2010).

### (3) Das Wissen der Literatur

In dieser dritten Variante steht nicht mehr die Relation von Wissen und Literatur im Vordergrund. Vielmehr geht es um eine Wissensform, die der Literatur spezifisch zukommt und sie von anderen Wissensformen unterscheidet. Schon im 18. Jh. gilt Literatur aufgrund poetischer Verfahrensweisen als Medium der Selbst- und Menschenkenntnis (Riedel 2000), das erlaubt, den Menschen in seiner Totalität zu ermitteln. Nach Goethe kann Literatur Wissen als Ganzes in der Reflexion erfassen, indem sie Gegensätze von Innerem und Äußerem oder von Individuellem und Allgemeinem in einer an der Morphologie entwickelten Denkform des Kollektivs ästhetisch vermittelt und in der komplexen Anlage des Romans von der eingeschränkten Perspektive der Individualität ablöst (Azzouni 2005). In der Vorrede zu seiner *Comédie Humaine* bezieht sich Honoré de Balzac 1842 auf Goethe, Leibniz und Buffon und versucht in einem auf 137 Romane und Erzählungen angelegten Gesamtwerk eine umfassende Kritik und Geschichte der französischen Gesellschaft zu entwerfen. Vorbild für das Programm vergleichender Sozialstudien war zudem das vom französischen Zoologen Geoffroy de

Saint-Hilaire entworfene System zur Herkunft tierischer Gattungen (Fargeaud 1968). Die Literatur scheint hier als Form auf, die in Anlehnung an zoologische Systeme soziale Gattungen fixieren kann. Ähnlich umfassend legt Emil Zola seinen Romanzyklus *Rougon-Macquart* an, der in 20 Bänden anhand des Geschicks einer von Degeneration gezeichneten Familie die Gesellschaftsgeschichte im Frankreich der 1870–1890er Jahre entwirft und damit die medizinische Degenerationslehre zu einer Dimension der Sozialgeschichte erhebt. Zwar sucht Zola nicht mehr die Anlehnung an die Zoologie, sondern vielmehr an den Arzt Claude Bernard sowie die Experimentalwissenschaft. Mit dem literarischen Experimentalprogramm möchte er zur Erforschung von kausalen Zusammenhängen durch die Variation von Bedingungen beitragen. Bereits im Vorwort zum Roman *Thérèse Raquin* (1867) wurde der Schriftsteller zu einem Gelehrten (*savant*) der exakten Naturwissenschaft erklärt, der die soziale und biologische Determination des Menschen umfassender erforschen kann, als dies im Rahmen einer physiologischen Experimentalwissenschaft möglich ist (Mitterand 1986). Bei Wilhelm Bölsche – der mit *Das Liebesleben in der Natur* (1898) eines der populärsten Sachbücher seiner Zeit vorlegt – ist der Vergleich des Dichters mit dem Chemiker ebenfalls nicht zufällig. Wie der Chemiker könne der Dichter nach Vorausberechnung der Kräfte und Wirkungen seine Stoffe so kombinieren, dass dadurch Erkenntnisse erzielt würden, deren Gewinnung zwar an den Verfahren der Naturwissenschaft angelehnt ist, die zugleich aber über jene hinausgingen.

Obschon zahlreiche dieser literarischen Ansätze zur Erforschung von sozialen Bedingungen und Gesellschaftsgeschichten von der sich um 1900 etablierenden Soziologie abgelöst und für obsolet erklärt wurden (Lepenies 2006), tradieren sie sich in verschiedenen Ausläufern bis ins 20. Jh. fort. Immer wieder wird von der Literatur behauptet, dass ihr aufgrund exemplarischer Erzählweisen, der ihr eigenen poetischen Sprache, ihrer humanistischen und existentialistischen Dimension ein spezifisches Wissen eignet. Mit dieser nicht unumstrittenen, personalisierenden Redeweise über das Wissen der Literatur ist oft kein propositionales oder ein Wissen gemeint, über das eine Person verfügt, sondern ein Wissen, das der Literatur aufgrund von formalen Eigenschaften zugesprochen werden kann. In der aktuellen Debatte findet sich zudem die gegen-

über diesen stärkeren Wissensansprüchen abgeschwächte Auffassung, dass Literatur Überzeugungen und Rechtfertigungen generiere und daher unabhängig von Geltung und Wahrheit ebenfalls beanspruchen kann, Wissen zu sein (Kohlroß 2008).

## Literatur

- Adler, Jeremy: »Eine fast magische Anziehungskraft«. *Goethes »Wahlverwandtschaften« und die Chemie seiner Zeit*. München 1987.
- Albrecht, Andrea: »Zur textuellen Repräsentation von Wissen am Beispiel von Platons »Menon««. In: Tilmann Köppe (Hg.): *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*. Berlin/New York 2011, 140–163.
- Alt, Peter André: »Beobachtung dritter Ordnung. Literaturgeschichte als Funktionsgeschichte kulturellen Wissens«. In: Walter Erhart (Hg.): *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?* Stuttgart 2004, 186–209.
- Anz, Thomas: »Indikatoren und Techniken der Transformation theoretischen Wissens in literarische Texte – am Beispiel der Psychoanalyse-Rezeption in der literarischen Moderne«. In: Christine Maillard/Michael Titzmann (Hg.): *Literatur und Wissen(schaften) 1890–1935*. Stuttgart/Weimar 2002, 331–347.
- Azzouni, Safia: *Kunst als praktische Wissenschaft. Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre« und die Hefte »Zur Morphologie«*. Köln/Weimar 2005.
- Barthes, Roland: *Littérature et réalité*. Paris 1982.
- Bazerman, Charles: *Shaping Written Knowledge. The Genre and Activity of the Experimental Article in Science*. Madison 2000.
- Beer, Gillian: *Darwin's plots. Evolutionary Narrative in Darwin, Georg Eliot and Nineteenth Fiction*. Cambridge 1986.
- Bergengruen, Max/Borgards, Roland/Lehmann, Johannes (Hg.): *Anthropologie und Ästhetik*. Würzburg 2001.
- Bies, Michael/Gamper, Michael (Hg.): *Literatur und Nicht-Wissen. Historische Konstellationen 1730–1930*. Zürich 2012.
- Borgards, Roland: *Poetik des Schmerzes. Physiologie und Literatur von Brockes bis Büchner*. München 2007.
- Bush, Douglas: *Science and English Poetry. A Historical Sketch*. London. Oxford 1949.
- Clark, Bruce/Rossini, Manuela (Hg.): *The Routledge Companion to Literature and Science*. New York 2011.
- Daston, Lorraine: »Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität«. In: Gerhard Oexle (Hg.): *Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft. Einheit und Komplementarität*. Göttingen 1998, 11–39.
- Dear, Peter (Hg.): *The Literary Structure of Scientific Argument. Historical Studies*. Philadelphia 1991.
- Dotzler, Bernhard/Weigel, Sigrid: »fülle der combination«. *Literaturforschung und Wissenschaftsgeschichte*. München 2005.
- Fargeaud, Madelaine: *Balzac et la recherche de l'absolu*. Hachette 1968.
- Fleck, Ludwik: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv* [1935]. Mit einer Einleitung hg. v. Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt a. M. 1980.
- Foucault, Michel: *Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin*. Hg. v. Wolfgang Schäffner und Joseph Vogl. Frankfurt a. M. 1998.
- Fox Keller, Evelyn: *Reflections on Gender and Science*. New Haven 1985.
- Frye, Northrop: *Anatomy of Criticism*. Princeton 1957.
- Gross, Alan: *Rhetoric of Science*. London 1990.
- Gusfield, J.: »Literary Rhetoric of Science«. In: *American Sociological Review* 41 (1976), 16–34.
- Hagner, Michael: »Ansichten der Wissenschaftsgeschichte«. In: Ders. (Hg.): *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*. Frankfurt a. M. 2001, 7–39.
- Hayles, Katherine: »Literature and Science«. In: Martin Coyle u. a. (Hg.): *Encyclopedia of Literature and Criticism*. London 1991, 1068–1081.
- Hoffmann, Christoph: »Schreiben als Verfahren der Forschung«. In: Michael Gamper (Hg.): *Experiment und Literatur. Themen, Methoden, Theorien*. Göttingen 2010, 181–207.
- Holton, Gerald James: *Thematische Analyse der Wissenschaft. Die Physik Einsteins und seiner Zeit*. Frankfurt a. M. 1981.
- Homscheid, Thomas: *Zwischen Lesesaal und Lazarett. Der medizinische Diskurs in Gottfried Benns Frühwerk*. Würzburg 2005.
- Jardine, Lisa: *Francis Bacon. Discovery and the Art of Discourse*. Cambridge 1974.
- Klausnitzer, Ralf: *Literatur und Wissen. Zugänge – Modelle – Analysen*. Berlin/New York 2008.
- Knorr-Cetina, Karin: *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Erweiterte Auflage. Frankfurt a. M. 2002.
- Kohlroß, Christian: »Ist Literatur ein Medium? Heinrich von Kleist Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden und der Monolog des Novalis«. In: Thomas Klinkert/Monika Neuhofer (Hg.): *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800. Theorie – Epistemologie – komparatistische Fallstudien*. Berlin/New York 2008, 19–33.
- Köppe, Tilmann (Hg.): *Literatur und Erkenntnis. Studien zur kognitiven Signifikanz fiktionaler literarischer Werke*. Paderborn 2008.
- Köppe, Tilmann (Hg.): *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*. Berlin/New York 2011.
- Koschorke, Albrecht: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München 1999, 22003.
- Kreuzer, Helmut (Hg.): *Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. Dialog über die »zwei Kulturen«*. Stuttgart 1969.
- Kuhn, Thomas S.: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a. M. 1967 (engl. 1962).
- Latour, Bruno: *Science in Action*. Cambridge 1987.

- Latour, Bruno/Woolgar, Steve: *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts* [1979]. Princeton 1986.
- Lepenies, Wolf: *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft* [1985]. Frankfurt a. M. 2006.
- Lukas, Wolfgang/Ort, Claus-Michael: »Literarische Anthropologie der ›Goethezeit‹ als Problem- und Wissensgeschichte«. In: Michael Titzmann: *Anthropologie der Goethezeit. Studien zur Literatur und Wissensgeschichte*. Berlin/New York 2012, 1–30.
- Mitterand, Henri: *Zola et le naturalisme*. Paris 1986.
- Nicholson, Majorie Hope: *The Breaking of the Circle. Studies in the Effect of the ›New Science‹ upon Seventeenth Century Poetry*. Evanston 1950.
- Pethes, Nicolas: *Zöglinge der Natur. Der literarische Menschenversuch des 18. Jahrhunderts*. Göttingen 2007.
- Pethes, Nicolas/Richter, Sandra (Hg.): *Medizinische Schreibweisen: Ausdifferenzierung und Transfer zwischen Medizin und Literatur (1600–1900)*. Tübingen 2008.
- Piersons, Michel: *Savoirs à l'oeuvre: Essais d'épistémocritique*. Lille 1990.
- Pomata, Gianna: »Sharing Cases: The Observations in Early Modern Medicine«. In: *Early Science and Medicine* 15 (2010), 193–236.
- Rheinberger, Hans-Jörg: »Kritzeln und Schnipseln«. In: Bernhard Dotzler/Sigrid Weigel (Hg.): »fülle der combination«. *Literaturforschung und Wissenschaftsgeschichte*. München 2005, 343–356.
- Richter, Karl: *Literatur und Naturwissenschaft. Eine Studie zur Lyrik der Aufklärung*. München 1972.
- Richter, Karl/Schönert, Jörg/Titzmann, Michael: »Literatur – Wissen – Wissenschaft. Überlegungen zu einer komplexen Relation«. In: Dies. (Hg.): *Die Literatur und die Wissenschaften (1770–1930)*. Stuttgart 1997, 9–48.
- Riedel, Wolfgang: *Die Anthropologie des jungen Schiller. Zur Ideengeschichte der medizinischen Schriften und der ›Philosophischen Briefe‹*. Würzburg 1985.
- Riedel, Wolfgang: »Literarische Anthropologie«. In: *Reallexikon der Deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. II. Hg. v. Harald Fricke. Berlin/New York 2000, 432–434.
- Rousseau, George: »Literature and Science. The State of the Field«. In: *Isis* 69 (1978), 583–591.
- Rousseau, George: »The Discourse of Literature and Science«. In: *University of Hartford Studies in Literature* 19 (1987), 1–24.
- Schings, Hans-Jürgen: (Hg.): *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*. Stuttgart/Weimar 1994.
- Schings, Hans-Jürgen: *Melancholie und Aufklärung. Melancholiker und ihre Kritiker in Erfahrungsseelenkunde und Literatur des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart 1977.
- Schönau, Walter: *Sigmund Freuds Prosa. Literarische Elemente seines Stils*. Stuttgart 1968.
- Shapin, Steven/Schaffer, Simon: *Leviathan and the Air-Pump. Hobbes, Boyle, and the Exerperimental Life*. Princeton 1985.
- Snow, Charles Percy: *Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz*. Stuttgart 1967 (engl. 1959).
- Sokal, Alan: »Transgressing the Boundaries. Towards a Transformative Hermeneutics of Quantum Gravity«. In: *Social Text* 46/47 (1996), 217–252.
- Specht, Benjamin: *Physik als Kunst: Die Poetisierung der Elektrizität um 1800*. Berlin/New York 2010.
- Stiening, Gideon: »Am ›Ungrund‹ oder: Was sind und zu welchem Ende studiert man ›Poetologien des Wissens‹«. In: *KulturPoetik* 7, 2 (2007), 234–248.
- Stöckmann, Ingo: *Der Wille zum Wissen. Der Naturalismus und die Gründung der literarischen Moderne (1880–1900)*. Berlin New/York 2009.
- Vogl, Joseph: »Für eine Poetologie des Wissens«. In: Karl Richter/Jörg Schönert/Michael Titzmann (Hg.): *Die Literatur und die Wissenschaften (1770–1930)*. Stuttgart 1997, 107–127.
- Vogl, Joseph: *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. München 2002.
- Vogl, Joseph: »Poetologie des Wissens«. In: Harun Maye/Leander Scholz (Hg.): *Einführung in die Kulturwissenschaft*. München 2011, 49–71.
- Weinberg, Steven: *Facing Up. Science and its Cultural Adversaries*. Harvard 2003.
- Weininger, Stephen Jay: »Introduction. The Evolution of Literature and Science as a Discipline«. In: Frederick Amrine (Hg.): *Literature and Science as Modes of Expression*. Dordrecht/Boston/London 1989, 13–25.
- Wellek, René/Warren, Austin: *Theorie der Literatur* [1955]. Mit einer Einführung von Heinz Ickstadt. Königstein/Ts. 1985.
- White, Hayden: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt a. M. 1991 (engl. 1973).
- Willms, Weertje: »Wissen um Wahn und Schizophrenie bei Nikolaj Gogol und Georg Büchner. Vergleichende Textanalyse von Zapiski sumassedosego (Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen) und Lenz«. In: Thomas Klinkert/Monika Neuhofer (Hg.): *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800. Theorie – Epistemologie – komparatistische Fallstudien*. Berlin/New York 2008, 89–110.
- Yaszek, Lisa: »Science fiction«. In: Bruce Clark/Manuela Rossini (Hg.): *The Routledge Companion to Literature and Science*. New York 2011, 385–395.
- Zumbusch, Cornelia: *Immunität der Klassik*. Berlin 2011.

Yvonne Wübben

## 1.2 Erzählung

Häufig begegnet man heute der Annahme, die ›Wissensgesellschaft‹ des 21. Jh.s würde in ganz überwiegendem Maße von Erkenntnissen der Technik- und Naturwissenschaft bestimmt. Dabei wird zumeist präsupponiert, dass Gewusstes und Wissenswertes im Wesentlichen im Rahmen von Verfahren wie Experimenten, Berechnungen oder Modellanordnungen gewonnen würden und über Computeranimationen, Zeichnungen oder Formeln besonders gut kommuniziert werden könnten. Der Sprache im Allgemeinen und dem Erzählen als komplexer Sprachhandlung im Besonderen kommt in diesem Verständnis im besten Falle eine untergeordnete Rolle zu. Diese Einschätzung übersieht allerdings die enge Beziehung zwischen Erzählen und Wissen, die im Folgenden skizziert werden soll.

So zahlreich die Richtungen sind, aus denen man sich dem Phänomen des Erzählens nähern kann, so verschieden sind die Definitionsansätze, die zu bestimmen versuchen, was eine Erzählung denn eigentlich sei. Gemeinsam ist der Mehrzahl dieser Bestimmungsversuche – lässt man jene Überlegungen außen vor, die im Vermittlungsvorgang, also dem Vorhandensein einer Erzählinstanz das Charakteristikum des Erzählens sehen – die Fokussierung auf den Gegenstand (vgl. Schmid 2008, 1 ff.). In diesem Sinne hält Matías Martínez fest: »Als spezifisches Merkmal von Erzählen im engen wie im weiten Sinn bleibt das ›Was‹ des Erzählens übrig: die Geschichte (*histoire*). Erzählungen stellen Geschichten dar« (Martínez 2011, 11). Unter Geschichte wird hier eine chronologisch geordnete und kausal verknüpfte Situations- oder Zustandsveränderung verstanden. Legt man diese Minimaldefinition zugrunde, dann ist Erzählen weder auf bestimmte Medien oder Gegenstandsbereiche beschränkt noch an einen bestimmten Modus gebunden. So stehen mündliche neben schriftlichen oder filmischen Erzählungen, haben Erzählungen z. B. selbsterlebte oder phantastische Ereignisse zum Gegenstand und präsentieren diese beispielsweise in einer künstlerisch-avancierten oder eher alltäglichen Art und Weise.

Vermutlich sind die Definitionsversuche von Wissen noch sehr viel vielfältiger als die des Erzählens. Karen Gloy bezweifelt angesichts der Fülle

von Aspekten und Phänomenen, die unter dem Terminus ›Wissen‹ subsumiert werden, dass eine exakte Definition überhaupt möglich ist. Sie benennt allerdings eine Reihe von Merkmalen, die das, was unter Wissen verstanden wird, umreißen (vgl. Gloy 2005, 9 ff.): Wissen sei eine Erschließungsweise von und Zugangsweise zur Wirklichkeit und stets durch Synthese und Synopse geprägt. Wissen sei zwar historisch variabel, aber auch eine Ressource, auf die man jederzeit zugreifen könne, die also in irgendeiner Art und Weise gesichert werden müsse. Wissen habe mit Zusammenhang und Umfassendheit zu tun, erlaube Überblick und Orientierung. Nicht zuletzt aus diesem Grunde komme dem Wissen eine gesellschaftskonstituierende Funktion zu (es werde aber gleichzeitig von der Gesellschaft geformt) und besitze eine identitätsstiftende Bedeutung. Dabei könne es sich gleichermaßen um Sachwissen, moralisch-praktisches oder pragmatisches Wissen handeln (›letzteres ist das, was wir Weisheit und Lebenserfahrung nennen«, Gloy 2005, 19).

In diesem Sinne unterscheidet auch Tilmann Köppe theoretisches und praktisches Wissen voneinander, wobei er Ersteres bestimmt als »zuverlässige Informationen darüber, *was in der Welt der Fall ist oder wie es sich mit etwas verhält*«, während Letzteres zum Inhalt habe, »was für eine Person zu tun gut, ratsam, richtig ist«. Und er konkretisiert: »Analog zu theoretischem Wissen, das eine Antwort auf die Frage ›Was ist der Fall?‹ darstellt, antworten wir mit dem Erwerb praktischen Wissens auf die Frage ›Was soll ich tun?‹ oder, in ihrer grundsätzlichen Form, auf die Frage ›Wie soll ich leben?« (Köppe 2008, 50 bzw. 157, Hervorh. im Orig.). Letztlich seien allerdings beide Ausprägungen »Teilbereiche eines weiteren Bereiches des ›Kognitiven‹« (ebd., 21, Hervorh. im Orig.) und in wissenssoziologischer Perspektive stelle sich ohnehin die Frage, ob Wissen nicht *per se* als Praxis zu verstehen ist. Nico Stehr definiert Wissen daher konsequenterweise als »Fähigkeit zum Handeln«, als »Möglichkeit, einem Vorgang eine neue Richtung zu geben« (Stehr 2001, 8, Hervorh. im Orig.).

Legt man die Bestimmungsversuche von Erzählen und Wissen übereinander, dann liegen die Parallelen und die wechselseitige Bedeutung füreinander auf der Hand: Wie das Wissen ist Erzählen ein grundlegender Modus unseres Zugangs zur Wirklichkeit. In nahezu allen Bereichen der All-

tagswelt orientieren und verständigen wir uns mithilfe von Erzählungen. Indem Erzählungen Ereignisse zu chronologischen und kausalen Abfolgen verknüpfen, sind sie ebenso wie das Wissen durch Synthese und Synopse geprägt. Erzählungen stiften Orientierung und Überblick und können gleichermaßen Antworten auf Fragen nach dem, was in der Welt der Fall ist, und nach dem richtigen Verhalten oder Handeln bereithalten. Wissen kann in Erzählungen gesichert und kommuniziert werden. Andererseits verständigen wir uns mithilfe von Erzählungen überhaupt erst darüber, was als Gewusstes oder Wissenswertes zu gelten hat. Systematisch gewendet ließe sich das Verhältnis von Erzählung und Wissen daher aus zwei Perspektiven in den Blick nehmen: Zum einen kann Wissen als Gegenstand der Erzählung fokussiert und danach gefragt werden, in welcher Art und Weise Erzählungen bestimmte Wissensbestände repräsentieren oder auf sie Bezug nehmen. Erzählungen wären in diesem Sinne ›Medien des Gewusstes‹, das sie speichern und zirkulieren lassen. Zum anderen können Erzählungen als ›Medien des Wissens‹ verstanden werden, weil sie Teil der Interaktion sind, in denen Individuen aushandeln, was Wissen ist und was gewusst werden soll. Erzählungen können freilich in einer Art Metaperspektive auch diese Aushandlungsprozesse selbst zum Thema haben. Erzählungen haben folglich eine fundamentale Bedeutung für die Zirkulation und Produktion von Wissen und eröffnen Handlungsoptionen.

Im Folgenden sollen einige Ansätze vorgestellt werden, die den Zusammenhang zwischen Erzählen und Wissen aus unterschiedlichem Blickwinkel fokussieren.

### Theoretische Zugänge

Auch wenn Susanne Kaul darauf verweist, dass schon Aristoteles die Dichtung als Form der Erkenntnis aufgefasst habe (vgl. Kaul 2011, 98), so wurde die Beschäftigung mit dem Zusammenhang von Erzählen und Wissen insbesondere in den 1970er Jahren im Zuge der Diskussionen in der Philosophie und in der Geschichtswissenschaft virulent.

Hayden White führt aus, dass die Geschichtstheoretiker des 19. Jh.s »historische Erkenntnis« als ein markantes Denkverfahren und das »historische Wissen« als eine autonome Sphäre im Univer-

sum der Natur- und Humanwissenschaften« verstanden hätten (White 1991, 15). Diese Annahmen seien im 20. Jh. u. a. von französischen und anglo-amerikanischen Theoretikern problematisiert worden. Hieran knüpft White bekanntlich an, wenn er den historischen Text als literarisches Artefakt bezeichnet (vgl. White 1978) und darlegt, wie stark die Struktur des Erzählens auf die Sinnstiftung auch im Rahmen der Präsentation von historischem Wissen einwirkt. So findet der Historiograph sein Material in Form von Ereignissen, die er zunächst zu einer ›Chronik‹ zusammenstellt, der er dann eine Struktur (Anfang, Mitte, Ende) verleiht (›story‹). Der Sinn der Erzählung lasse sich, so White, aber erst erfassen, wenn man die Erklärung des Geschehens berücksichtige. White macht drei Strategien aus, die Historiker einsetzen können, »um verschiedene Versionen des ›Anscheins einer Erklärung‹ zu erzeugen« (White 1991, 10): Neben der Erklärung durch formale Schlussfolgerung (›argument‹) und ideologische Implikation sei insbesondere die Erklärung durch »emplotment« einschlägig. Bei letzterer Form finde sich der Sinn der Handlung in einem quasi archetypischen Handlungsschema, das der Erzählung zugrunde liege und das der Leser erkenne. Erst über das Handlungsschema kann die Erzählung Orientierung bieten und Handlungsoptionen eröffnen. Diese Handlungsschemata (White greift hier auf die Terminologie Northrop Fryes zurück) sind (vgl. White 1991, 21 ff.): Romanze (Erlösungsgeschichte, Selbstfindung des Helden, der Hindernisse überwindet), Satire (unausweichliche Niederlage gegen böse Mächte, widrige Umstände, gesellschaftskritische Entlarvung), Komödie (vorübergehende Versöhnung widerstreitender Kräfte, temporärer Triumph des Helden über seine Umwelt) und Tragödie (resignative Einsicht in Ursache von Konflikten, Vernichtung des Helden, wodurch diese Konflikte ansatzweise gelöst werden können). Mit diesen Handlungsschemata sind spezifische Muster verbunden: Komödie und Romanze betonen Veränderung und Progress, Satire und Tragödie hingegen eher Dauer und Stabilität. Das zugrunde gelegte Handlungsschema bestimmt den Gang der Erzählung nachhaltig: »Jede dieser archetypischen Handlungsstrukturen hat Folgen für die gedanklichen Operationen, mit denen der Historiker das ›tatsächliche Geschehen‹ zu ›erklären‹ versucht« (White 1991, 25). Hervorzuheben ist also, dass die geschichts-

wissenschaftliche Darstellung White zufolge als »Chronik« und »story« dem »Wahrheitsanspruch« des historiographischen Erzählens verpflichtet bleibt, auch wenn sie durch die Präsentation in Form eines archetypischen Erzählmusters dem Ganzen einen Sinn verleiht. Der narrativen Ausgestaltung der Erzählung kommt in diesem Verständnis eine wesentliche Rolle bei der Generierung von Wissen zu.

Louis O. Mink schlägt ausgehend von der Analyse historiographischer Erzählungen einen Bogen zu kognitionstheoretischen Überlegungen. Er geht davon aus, dass Erzählungen einen Zusammenhang zwischen Ereignissen herstellen können, der von theoretischen Erklärungen nicht erfasst werde. Erzählen ist für ihn in jedem Fall ein Modus der Erkenntnis: »narrative is a primary cognitive instrument« (Mink 1978, 131). Die Erzählung stehe zwischen der Erfahrung disparater Ereignisse in ihrer konkreten Besonderheit und einem idealen theoretischen Verständnis von Ereignissen, das jedes einzelne in einem Set von Regeln und Generalisierungen verorte: »between these extremes, narrative is the form in which we make comprehensible the many successive interrelationships that are comprised by a career« (Mink 1978, 132). Dem Erzählen kommt hier der Status eines originären Verstehenskonzepts zu.

Indem Mink auf die konzeptuellen Voraussetzung jeder Erzählung verweist, das »conceptual scheme« (Mink 1978, 133), das notwendig sei, um eine Geschichte zu verstehen, ruft er einen Gedanken auf, mit dem sich eingehend die kognitionswissenschaftliche Erzählforschung insbesondere seit den 1990er Jahren befasst. Demzufolge ist das Verstehen narrativer Texte eine Kombination von »bottom up«- und »top down«-Prozessen: Einerseits verarbeite der Leser konkrete Textinformationen, um die erzählte Welt aufzubauen (»bottom up«), er bediene sich gleichzeitig andererseits zur Verarbeitung der Informationen abstrakter Schemata (»top down«). Die Schemata würden u. a. in Form von »scripts« gespeichert: »A script is a predetermined, stereotyped sequence of actions that define a well-known situation. A script is, in effect, a very boring little story« (Schank/Abelson 1977, 422). Diese kleinen Geschichten, die als mentale Repräsentation typischer, wiederkehrender Ereignisfolgen zu verstehen sind, dienen zur Orientierung im Alltag. Andererseits sind sie für das Verständnis von (auch literarischen) Erzählungen notwendig, weil sie Lücken

in der konkreten Erzählung schließen helfen, indem sie den prototypischen Ablauf einer bestimmten Ereigniskette zur Verfügung stellen (vgl. Blume 2004, 48 ff.). In der Diskrepanz zwischen dem vom script evozierten Handlungsablauf und dem sprachlich konkret ausgestalteten lässt sich das fassen, was im Sinne der »tellability« (vgl. Baroni 2009) oder »Ereignishaftigkeit« (vgl. Schmid 2008, 11 ff.) eine Begebenheit recht eigentlich erst erzählenswert macht.

Auch David Herman legt seinen Überlegungen die Idee zugrunde, dass wir aus den Informationen, die wir aus Erzählungen ziehen, ein mentales Modell bilden, in dessen Rahmen wir die Geschichte erst verstehen. Dabei stehen die mentalen Modelle, die Herman »storyworlds« nennt, und die Erzählungen in einem dialektischen Verhältnis: »Storyworlds can be defined as the worlds evoked by narratives; reciprocally, narratives can be defined as blueprints for a specific mode of world-creation« (Herman 2009, 105). Die Aufgabe des Erzähltheoretikers definiert Herman daher konsequenterweise so: »to chart constraints on the variable patterning of textual cues with the mental representations that make up storyworlds«. (Herman 2002, 12).

Wenn Mink betont, dass unsere Lebenserfahrungen nicht notwendigerweise eine narrative Form hätten, sondern nur, wenn wir sie zum Gegenstand von Geschichten machten (vgl. Mink 1978, 133), dann reißt er einen Zusammenhang an, der in der Philosophie kontrovers diskutiert wird. Auf der einen Seite wird Erzählen als nachholende Fixierung des Nicht-Narrativen (Handeln) verstanden, auf der anderen Seite die Position vertreten, jedes konkrete Handeln weise narrative Strukturen auf. Wir setzen, so die Prämisse, in unserem Leben immer narrative Strukturen um und deuteten Handlungen mithilfe dieser Erzählstrukturen (vgl. MacIntyre 1995). Auch Paul Ricoeur geht in seiner großangelegten Studie zu *Zeit und Erzählung* davon aus, dass wir unsere Erlebnisse in Form von Geschichten verarbeiten. Diese definiert er als »Synthesis des Heterogenen«, in der »die vielfältigen, zerstreuten Ereignisse [...] zu einer umfassenden, vollständigen Geschichte »zusammengefaßt« und integriert« werden (Ricoeur 1988, 7f.). Diese Zusammenfassung im Rahmen einer Geschichte bezeichnet Ricoeur als »mimesis II« (Konfiguration), der die Präfiguration (»mimesis I«), eine Art grundlegendes Vorverständnis vorausgeht. Im

Rahmen der Lektüre eignet sich der Leser die Geschichte an (Refiguration, »mimesis III«). Allerdings setzt für Ricœur bereits die Präfiguration Narration voraus: »So gehört der Akt [...] des Erzählens zu den *symbolischen* Vermittlungen der Handlung, die wir mit dem Vorverständnis des Bereichs des Narrativen in Beziehung setzten und der *mimesis I* unterstellten« (Ricœur 1989, 264, Hervorh. im Orig.). Erzählen ist für Ricœur folglich Bedingung des lebensweltlichen Verständnisses und die Rezeption von Erzählungen ihrerseits Bedingung für unsere Selbsterkenntnis (vgl. Kaul 2011, 98). Das Wissen über die Welt, das die Grundlage des alltäglichen Handelns bildet, ist in dieser Perspektive notwendigerweise narrativ strukturiert. Nur weil wir spezifische Erzählungen kennen und erzählen können, sind wir in der Lage, mit anderen zu interagieren.

### Wissen und literarische Erzähltexte

Literarische Erzähltexte setzen sich stets mit Wissensbeständen auseinander – sie speichern und transportieren Erkenntnisse, sie reflektieren den Umgang mit Wissen oder spielen mit ihm. Insofern werden literarische Texte auch als »Erkenntnisformationen« bezeichnet (Klausnitzer 2008, 210 ff.). Historisch ausgerichtete literaturwissenschaftliche Forschungen zum Thema nehmen sich daher der Frage an, inwieweit und in welcher Art Erzählliteratur zu bestimmten Zeiten »in die Prozesse der Pluralisierung von Wissensbeständen und epistemischen Ordnungen verstrickt ist« (Kellner/Müller/Strohschneider 2011, 1). Es finden sich ferner Studien, die die Entwicklung verschiedener Formen literarischen Erzählens in Korrelation zu spezifischen Erweiterungen oder Änderungen von Wissensbeständen erklären. So macht Hartmut Steinecke angesichts der Paradigmenwechsel seit dem späten 19. Jh. unter Rückgriff auf einen Terminus von Hermann Broch einen spezifisch modernen Romantypus aus, den er polyhistorisch nennt: »[D]er polyhistorische Roman will Spiegel und Deutung seiner Epoche sein, indem er mit starker Tendenz zur *Verwissenschaftlichung*, ihr Wesen in einer *Totalität* der Stoffe bei Vermischung aller dichterischen Formen in einer rationalen *Gesamtarchitektur* zu erfassen sucht« (Steinecke 1968, 10, Hervorh. im Orig.). Stellvertretend stünden für diesen Typ die Romane von Proust, Joyce, Thomas Mann oder eben Hermann Broch.

Daneben finden sich eine Reihe solcher Genres, die sich unabhängig von der Thematisierung theoretischen Wissens der schon oben aufgeworfenen Fragen nach dem richtigen Handeln oder dem guten Leben (mehr oder weniger explizit) annehmen. Indem etwa (Auto-)Biographien den Einzelnen auch immer in seinem Mensch-Sein und Mensch-Werden zeigen, kommt ihnen eine anthropologische Dimension zu: »Biographik akzentuiert den Einzelmenschen in seinen Voraussetzungen (Menschenbild) und seiner Lebenspraxis« (von Zimmermann 2009, 65). Biographisches Schreiben oszilliert zwischen dem Allgemeinen und dem Individuell-Besonderen, zwischen Distanz und Identifikation, zwischen Authentizität und Inszenierung. Die historisch spezifischen Ausprägungen der Biographik pendeln dabei seit jeher zwischen zwei Polen: Differenz einerseits und Anschlussfähigkeit andererseits. Die Darstellung des anderen Lebens fordert den Leser zum Abgleich mit dem eigenen Leben auf. So wird ihm eine Geschichte präsentiert, die es ermöglicht, sich in den geschichtlichen Horizont hineinzutasten. Biographien scheinen Antworten auf die Frage nach dem »guten Leben« zu versprechen: wie es aussieht, welcher Weg dorthin führt und welcher gerade nicht. Indem Biographien Informationen kontextualisieren und Kausalitäten aufzeigen, präsentieren sie das, was man emphatischerweise den »Sinn des Lebens« nennen könnte (vgl. Klein 2002).

Indem fiktionale Erzählliteratur vorbildhafte Lebenswege und Handlungsweisen präsentiert, lädt sie zur Identifikation und Nachahmung ein, stellt misslungene Identitätssuchen dar oder problematisiert gängige Identitätsmuster und fordert zur kritischen Reflexion auf, wobei die Lektüre in einer Neuausrichtung des eigenen Handelns münden kann. Auf diese Weise ist fiktionale Erzählliteratur gleichermaßen als Medium des Gewussten wie des Wissens zu betrachten. Besondere Bedeutung kommt in diesem Kontext dem Bildungs- bzw. Entwicklungsroman zu. Folgt man Norbert Ratz, dann ist es ausschließlich die Identitätsproblematik, die das Gemeinsame der verschiedenen (ansonsten sehr unterschiedlichen) Entwicklungs- bzw. Bildungsromane ausmacht. Vor diesem Hintergrund spricht Ratz auch vom »Identitätsroman« und konstatiert einen »modellhaften Zusammenhang« zwischen »der realen, außerliterarischen selbstreflexiven Identitätsarbeit während einer be-

stimmten Lebensphase (Adoleszenz) und der Erzählstruktur des Identitätsromans« (Ratz 1988, 8).

Festzuhalten bleibt, dass der Zusammenhang von Erzählen und Wissen ausgesprochen vielschichtig ist. Wissen wird im Rahmen mentaler Repräsentationen in Form von Erzählungen gespeichert und gleichzeitig verstehen wir Erzählungen nur vor dem Hintergrund spezifischen Wissens adäquat. Erzähltexte speichern ihrerseits (theoretisches oder praktisches) Wissen und lassen dieses zirkulieren. Wir richten unser Handeln nicht zuletzt anhand von Erzählungen aus, weil diese uns positive oder negative Beispiele präsentieren und wir bilden unser Wissen von uns selbst in Auseinandersetzung mit Erzählungen aus. Erzählen stiftet Wissen, indem etwa der narrative Akt Zusammenhänge aufzeigt und bei Produzent und Rezipient zu neuen Erkenntnissen führt. Die Verbindungen zwischen Erzählen und Wissen in einer systematischen Perspektive in den Blick zu nehmen und im Einzelnen nachzuzeichnen, ist Aufgabe künftiger Forschungen.

## Literatur

- MacIntyre, Alasdair: *Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart*. Frankfurt a.M. 1995.
- Baroni, Raphaël: »Tellability«. In: Peter Hühn u. a. (Hg.): *Handbook of Narratology* Berlin/New York 2009, 447–454.
- Blume, Peter: *Fiktion und Weltwissen. Der Beitrag nicht-fiktionaler Konzepte zur Sinnkonstitution fiktionaler Erzählliteratur*. Berlin 2004.
- Gloy, Karen: Einführung: »Die verschiedenen Wissenstypen«. In: Dies./Rudolf zur Lippe (Hg.): *Weisheit – Wissen – Information* Göttingen 2005, 7–19.
- Herman, David: *Story Logic. Problems and Possibilities of Narrative*. Lincoln 2002.
- Herman, David: *Basic Elements of Narrative*. Malden, MA u. a. 2009.
- Kaul, Susanne: »Erzählen als Erkenntnisform«. In: Matias Martínez (Hg.): *Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte*. Stuttgart/Weimar 2011, 97–102.
- Kellner, Beate/Müller, Jan-Dirk/Strohschneider, Peter: »Einleitung der Herausgeber: Erzählen und Episteme«. In: Dies. (Hg.): *Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert* Berlin/New York 2011, 1–19.
- Klausnitzer, Ralf: *Literatur und Wissen. Zugänge – Modelle – Analysen*. Berlin 2008.
- Klein, Christian: »Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme«. In: Ders. (Hg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis biographischen Schreibens*. Stuttgart/Weimar 2002, 1–22.
- Klein, Christian/Martínez, Matías: »Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens«. In: Dies. (Hg.): *Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens*. Stuttgart/Weimar 2009, 1–13.
- Köppe, Tilmann: *Literatur und Erkenntnis. Studien zur kognitiven Signifikanz fiktionaler literarischer Werke*. Paderborn 2008.
- Martínez, Matias: »Erzählen«. In: Ders. (Hg.): *Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte*. Stuttgart/Weimar 2011, 1–12.
- Mink, Louis O.: »Narrative form as a cognitive instrument«. In: Robert H. Canary/Henry Kozicki (Hg.): *The Writing of History: Literary Form and Historical Understanding*. Wisconsin 1978, 129–149.
- Ratz, Norbert: *Der Identitätsroman. Eine Strukturanalyse*. Tübingen 1988.
- Ricoeur, Paul: *Zeit und Erzählung*. Bd. I: *Zeit und historische Erzählung*. München 1988 (frz. 1983).
- Ricoeur, Paul: *Zeit und Erzählung*. Bd. II: *Zeit und literarische Erzählung*. München 1989 (frz. 1984).
- Schank, Roger/Abelson, Robert P.: *Scripts, plans, goals and understanding: An inquiry into human knowledge structures*. Hillsdale 1977.
- Schmid, Wolf: *Elemente der Narratologie*. Berlin/New York 2008.
- Stehr, Nico: »Moderne Wissensgesellschaften«. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 36/2001, 7–14.
- Steinecke, Hartmut: *Hermann Broch und der polyhistorische Roman. Studien zur Theorie und Technik eines Romantyps der Moderne*. Bonn 1968.
- White, Hayden: »The historical text as literary artifact«. In: Robert H. Canary/Henry Kozicki (Hg.): *The Writing of History: Literary Form and Historical Understanding*. Madison 1978, 41–62.
- White, Hayden: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt a.M. 1991 (engl. 1973).
- Zimmermann, Christian von: »Biographie und Anthropologie«. In: Christian Klein (Hg.): *Handbuch Biographie. Methoden – Traditionen – Theorien*. Stuttgart/Weimar 2009, 61–70.

Christian Klein

## 1.3 Metapher

In der zweiten Hälfte des 20. Jh.s erlebte die Beschäftigung mit der Metapher eine Konjunktur. Insbesondere die Rolle von Metaphern in den Wissenschaften und, allgemeiner, in wissens- oder erkenntnis-konstituierenden Prozessen geriet dabei in den Mittelpunkt des Interesses. Diese Dynamik im Feld zumeist divergierender Metaphertheorien ist bis heute erhalten. In ihr zeigen sich jedoch auch grundlegende Differenzen in der Positionierung der Metapher, je nachdem ob die Metapher als pri-

mär erkenntnistheoretisches, ästhetisches, oder rhetorisches Phänomen begriffen wird und je nachdem ob sie aus vorrangig philosophischem, sprachwissenschaftlichem, literaturtheoretischem, (wissens-)poetologischem oder kulturwissenschaftlichem Interesse behandelt wird. Bereits 1983 formulierte Anselm Haverkamp: »Es gibt keine einheitliche Metaphernforschung und eine Theorie der Metapher nur als Sammelnamen konkurrierender Ansätze« (Haverkamp 1983, 2) Ähnlich führt Katrin Kohl noch 2007 aus: »Im Laufe des 20. Jh.s stellt sich zunehmend die Frage, was mit dem Terminus ›Metapher‹ eigentlich bezeichnet ist: ein technisches Merkmal des sprachlichen Ausdrucks, ein klar definierbares semantisches Phänomen oder ein komplexer, mit anderen mentalen Vorgängen zusammenhängender Prozess. Dabei ist die Antwort meist abhängig von dem jeweiligen disziplinären Interesse an der Beziehung zwischen Denken und Sprache« (Kohl 2007, 1). Nicht zuletzt zeigt sich eine unterschiedliche Akzentuierung in der englischsprachigen und der deutschsprachigen Literatur zur Metapher. So hebt Rüdiger Zill hervor, dass wir keinesfalls ein »homogenes Forschungsfeld« vorfinden, sondern »lange Zeit [...] gerade die nationalen Traditionen relativ stark abgeschottet gewesen sind« (Zill 2008, 48). Das vielfältige Interesse an der Metapher sowohl in systematischer als auch in historischer Absicht besteht ungebrochen, was sich an der Fülle der grundlegenden Überblicksliteratur zeigt, die insbesondere im letzten Jahrzehnt veröffentlicht wurde (vgl. Kövecses 2002; Cohen 2003; Willer 2005; Rolf 2005; Kohl 2007; Danneberg et al 2009; Haverkamp/Mende 2009).

### Das Paradigma der Übertragung

Die metapherntheoretische Dynamik in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s muss vor dem Hintergrund einer über 2000-jährigen Geschichte des Phänomens begriffen werden. Seit der Poetik des Aristoteles gehört die Metapher zum Bestand abendländischen Philosophierens. Die Theorie der »Metapher« beginnt selbst als metaphorischer Akt, bestimmte Aristoteles die ›Metapher‹ doch also als einen sprachlichen Akt des ›Hinübertragens‹ mittels der metaphorischer Verwendung des griechischen Wortes ›metaphora/Übertragung: Als Metapher bezeichnete er die ›Übertragung eines Worts, das eigentlich eine andere Bedeutung hat, entweder

von der Gattung auf die Art oder von der Art auf die Gattung oder von einer Art auf eine andere oder durch Analogie« (Aristoteles 1972, 85). In der antiken Grundlegung der Metapherntheorie wird bereits ein weiterer Aspekt deutlich: Über Metaphern zu sprechen ist kaum möglich ohne die Verwendung weiterer Metaphern (Kohl 2007, 2). Das »Paradigma der Übertragung« (Haverkamp 2007, 26) hat sich als die wohl dauerhafteste Rahmung des Phänomens erwiesen, auch wenn die Implikation einer Differenz von ›eigentlicher‹ bzw. ›uneigentlicher‹ Bedeutung spätestens in den Ansätze des 20. Jh.s fragwürdig geworden ist. Quintilian (35–96 n. Chr.), der die Metapher auch als einen verkürzten Vergleich bezeichnete, legte die Basis für die abendländische Rhetorik der Metapher: Als eine »Redeweise, die von ihrer natürlichen und ursprünglichen Bedeutung auf eine andere übertragen ist, um der Rede zum Schmuck zu dienen« (Kohl 2007, 8) wird die Metapher bei ihm zum Prototypus der Tropen. War die Metapher bis ins 17. Jh. Element der Rhetorik und Poetik, setzte mit der Entstehung der Ästhetik als Lehre von dem sinnlichen Wahrnehmungsvermögen im 18. Jh. eine Ästhetisierung der Metapher ein. Wie Stefan Willer im historischen Wörterbuch »Ästhetischer Grundbegriffe« ausführlich nachzeichnet, wurde in diesem Prozess die Qualität des Anschaulichen, die bereits in der rhetorischen Tradition mit der Metapher verbunden war, zu einem konstitutiven Element im Verständnis der Metapher. »Erst im Zusammenhang des neuen ästhetischen Paradigmas« habe »das Argument der Anschaulichkeit systematisch mit dem des Bildes verknüpft werden [können] [...]. Einbildungskraft und Imagination sind Konzepte von Metaphorik als Bildlichkeit« (Willer 2005, 110). Neben dem Problem der lexikalischen Unterscheidung von ›Wort‹ und ›Metapher‹, das bereits in der rhetorisch-grammatischen Tradition aufgeworfen wurde (und das als problematische Abgrenzung von Metapher und Begriff eine zentrale Dimension jeglicher Diskussion bis heute darstellt), entstand damit eine weitere problematische Relation, die ebenfalls bis in heutige Positionen nachwirkt: der oftmals implizierte Bezug der Metapher zum Visuellen und Bildhaften allgemein. Explizit von »Visual Metaphors« sprach beispielsweise der Philosoph Virgil Aldrich 1968. Mit seiner Betonung, dass das Charakteristikum der Metapher darin liegt, einen Bereich A als B wahrzunehmen, bestimmte er die Metapher nicht

primär als linguistisches Phänomen, sondern als ein »metaphorisches Sehen« (Aldrich 1968, 74), was auch als ein Vorgriff auf spätere kognitivistische Ansätze (s.u.) gedeutet werden kann. Etwa zeitgleich, gleichwohl aus einer textgrammatischen und literaturwissenschaftlichen Perspektive, die sich mit der Spannung der poetischen Metapher beschäftigte und weniger mit grundlegend erkenntnistheoretischen Fragen, führte Harald Weinrich die Termini »Bildspender und Bildempfänger« ein, um das metaphorischen Phänomen als »Kopplung zweier sprachlicher Sinnbezirke« zu beschreiben (Weinrich 1976, 283 f.). Seine »Bildfeldtheorie« war insbesondere in der deutschsprachigen Debatte überaus einflussreich. Auch in heutigen Positionen wird eine Nähe der Metapher zu einem – gleichwohl abbildkritischen – Bildbegriff konstatiert (Konersmann 2007, 14–15). Jedoch wird in jüngster Zeit auch erneut wieder Kritik an der unreflektierte Annahme, dass Metaphern »irgendwie« auch Sprachbilder seien, geäußert. So bemängelt Petra Gehring die Beschränkung der »metaphorischen Übertragung auf eine bildliche oder bildanaloge Semantizität« (Gehring 2009, 99) als zu eng und sie verweist auf die oftmals diffus mitschwingende naive Bildontologie entsprechender Positionen.

Bereits bei Friedrich Nietzsche findet sich die Gleichsetzung des Metaphorischen mit dem Bildlichen, wenn er die Metaphernwelt als aus dem »Urvermögen menschlicher Phantasie hervorströmend(e) Bildermasse« (Nietzsche 1873, 883) beschreibt. An Nietzsches Betonung, dass es »keine ›eigentlichen‹ Ausdrücke und kein eigentliches Erkennen ohne Metaphern« (Nietzsche 1872/1873, 491) gebe, verdeutlicht sich, dass im Zuge der disziplinären Ausdifferenzierung von Wissensbereichen und insbesondere der Trennung von Wissen und Poesie die epistemologische Fragen zur Funktion und Abgrenzung von Metapher und Begriff in Wissenschaft und Philosophie bereits im 19. Jh. virulent wurden.

Im 20. Jh. wird die Frage nach der epistemologischen Funktion von Metaphorik dann zu einem der wesentlichen Felder, wenn nicht gar zum »Kampfplatz«, in der theoretischen Auseinandersetzung um die Metapher. Richtungweisende Texte kamen hierbei zunächst aus der analytischen Philosophie (Cohen 2003, 366): Mit den klassischen Theorien von Max Black und Mary Hesse (Black 1962; Hesse 1966) erfuhr nicht nur die Analyse der

sprachlichen Funktionsweise der Metapher, sondern insbesondere auch die Auseinandersetzung um die Rolle von metaphorischer Redeweisen in den (Natur-) Wissenschaften eine Neuausrichtung, die seitdem einen kaum zu überschätzenden Einfluss auf wissenschaftstheoretische, -historische und kulturwissenschaftliche Diskussionen ausgeübt hat. Beide Autoren legen den produktiven Einfluss metaphorischer Sprache im Erkenntnisprozess dar und verhandeln Metaphern im weiteren Kontext des Gebrauchs von Analogien und Modellen in den Wissenschaften. Im Mittelpunkt ihres Verständnis der Metapher steht die Ähnlichkeitsbeziehung, die jedoch – und hier unterscheiden sich beide von Vertretern der sogenannten »Vergleichstheorie« – nicht dem metaphorischen Akt vorausgeht, sondern durch diesen erst konstituiert wird. Blacks »Interaktionstheorie« bricht mit der Sicht, dass die Metapher auf der Wortebene angesiedelt (und als Ersetzung eines Ausdrucks durch eine metaphorische Umschreibung, d.h. eines Wortes in uneigentlicher Bedeutung) zu verstehen sei. Stattdessen betont Black, dass es sich bei der Metapher um den Zusammenschluss von zwei interagierenden semantischen Feldern handelt. Die zwei »systems of associated commonplaces«, die im metaphorischen Akt zusammentreffen, etwa die Bedeutungsebenen, die im allgemeinen Verständnis mit solchen Wörtern wie »Wolf« und »Mensch« assoziiert werden, treten in der Metapher: »Der Mensch ist ein Wolf« in gegenseitige semantische Wechselwirkung und führen zu wechselseitigen Neuperspektivierungen. Erst diese Interaktion der Metaphernglieder bringt die (dadurch notwendigerweise immer kontextabhängige) Bedeutung der Metapher hervor. Black hatte schon in seiner systematischen Neubestimmung der Metapher die Verwendung von literarischen Metaphern mit der Bildung von Analogien und Modellen in den Naturwissenschaften verglichen. Hesse radikalisierte diesen Ansatz, indem sie die konstitutive Funktion von Metaphern für naturwissenschaftliche Theoriebildung hervorhob und in einigen Fällen die theoretische Erklärung als »metaphorical redescription« (Hesse 1966, 157) neu definierte. Die Interaktionstheorie von Black weiterführend sieht Hesse das heuristische Potential der Metapher in naturwissenschaftlichen Forschungszusammenhängen darin, dass ein Explanandum durch die Beschreibung in einer neuen, zunächst metaphorisch verwendeten Begrifflichkeit

erfasst wird. Die metaphorische Neubeschreibung bringt einen Perspektivenwechsel mit sich, der sich produktiv auf die Forschung auswirkt, weil sich die vorgeschlagenen Analogiebeziehungen im Verlauf der Forschung als zutreffend oder nicht zutreffend herausstellen müssen. Der verbreiteten Annahme, die Metapher sei ein zu vermeidendes Übel oder bestenfalls ein didaktisches Hilfsmittel, setzte Hesse die Rationalität der metaphorischen Kreativität entgegen: »rationality consists just in the continuous adaptation of our language to our continually expanding world, and metaphor is one of the chief means by which this is accomplished« (Hesse 1966, 176/177). Eine Reihe renommierter Autoren, von Nelson Goodman über John Searle, Thomas Kuhn, Richard Boyd bis hin zu Donald Davidson beschäftigten sich in der Folgezeit mit dem Phänomen der Metapher (vgl. z. B. Ortony 1979), wobei zumeist die systematischen Aspekte der Metapher im Fokus standen.

Während sich die englischsprachige Diskussion der 1960er und 1970er Jahre im Feld sprachanalytischer und wissenschaftstheoretischer Problemstellungen bewegte und auf eine systematische Klärung des Phänomens richtete, stellte sich der Kontext der deutschsprachigen Debatte anders dar: hier sind es vor allem hermeneutische, literaturtheoretische und philosophiehistorische Fragen, die die Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Metapher prägten, ähnlich wie auch in der französischen Diskussion, wo neben einem strukturalistischen Metaphernparadigma (vgl. Haverkamp 1983) ebenfalls hermeneutische Ansätze zu finden sind, prominent etwa in Paul Ricoeurs Diskussion der »Metapher als Hauptproblem der Hermeneutik« (Ricoeur (1975)/1986; Ricoeur 1983).

Etwa zeitgleich, jedoch unabhängig von den ersten Veröffentlichungen von Max Black entwickelte Hans Blumenberg seine *Paradigmen zu einer Metaphorologie* (1960), die aus einer »begriffsgeschichtlichen Verlegenheit« (Haverkamp 2009, 238) heraus entstanden. Inwieweit Blumenberg selbst jedoch seine Metaphorologie explizit in Abgrenzung oder gar als ›Gegenprojekt‹ zu den begriffshistorischen Projekten seiner Zeit sah (Haverkamp 2009, 239) oder sie lediglich als eine Ergänzung betrachtet wissen wollte (Gabriel 2009, 66–72), ist – wie die gegenwärtig kontroverse Forschungsdiskussion zeigt – keineswegs eindeutig. Ist der späte Blumenberg vor allem als Theoretiker der ›Unbegrifflichkeit‹ bekannt, unterscheidet er in den frühen meta-

phorologischen Abhandlungen zwei Typen von Metaphorik: während »relative« Metaphern zu einer solchen Gruppe von Metaphern gehören, die er als »Restbestände« ansieht, bzw. im Vorfeld der Begriffsbildung ansiedelt, sind »absolute Metaphern« für ihn »Grundbestände der philosophischen Sprache [...] Übertragungen, die sich nicht ins Eigentliche, in die Logizität zurückholen lassen« (Blumenberg 1960/1999, 10). Erstere können noch, in Abgrenzung vom Begriff, als eine Art metaphorisches Hilfsmittel zur Begriffsbildung verstanden werden; mit letzteren hingegen ist ein irreduzibel metaphorisches Verständnis von Welt angesprochen, das jeder begrifflichen Erfassung von Welt vorgängig ist. Solche absoluten Metaphern (etwa die »Lesbarkeit der Welt« (Blumenberg 1983) haben Blumenberg zufolge eine Geschichtlichkeit in einem viel radikaleren Sinne als Begriffe. In ihnen manifestieren sich historisch-kulturelle Sinnerwartungen auf spezifische Weise. Als Erwartungshorizonte vermitteln sie historisch spezifische Orientierungen in der Welt: »Ihr Gehalt bestimmt als Anhalt von Orientierung ein Verhalten, sie geben einer Welt Struktur, repräsentieren das nie erfahrbare, nicht übersehbare Ganze der Realität« (Blumenberg 1960/1999, 25). Aktuell erfährt Blumenbergs Metaphorologie eine ungeahnte Renaissance, z. B. in Form des »Wörterbuchs der philosophischen Metaphern« (Konersmann 2007b). Neben den anthropologischen und lebenswelthermeneutischen Aspekten der Metaphorologie (Stoellger 2000) wird in der neueren Forschungsliteratur auch ihre Anschlussfähigkeit zur archäologischen Diskursanalyse hervorgehoben (Mende 2009).

Ein gänzlich anderer Zugang zum Phänomen der Metapher wurde in den 1980er Jahren mit George Lakoff und Mark Johnsons *Metaphors we live by* (1980) eröffnet – ein Buch, das einen kaum zu überschätzenden Einfluss auf die Entwicklung von kognitionswissenschaftlichen Metapherntheorien ausübte. Das Paradigma der metaphorischen Übertragung erfährt hier eine Wendung zum universalen Denkwerkzeug. Die Metapher wird nicht mehr vorrangig als ein sprachliches, sondern als ein primär mentales, kognitives Phänomen begriffen, mittels dessen wir uns grundlegend in der Welt zurechtfinden (vgl. Kövecses 2002, Jäkel 2003, Goschler 2008, Junge 2010). Eine der Grundthesen zufolge, bestehen konzeptuelle Metaphern »in der systematischen Verbindung zwischen zwei verschiedenen konzeptuellen Domänen, von denen